

Die Jangada. Erster Band

Jules Verne

Die Jangada. Erster Band

Jules Verne

Einleitung

Die Begebenheiten seines spannenden Romans versetzt Jules Verne in diesem Werke nach Südamerika. Die wunderbare Welt des einzig dastehenden Amazonenstroms ist so recht ein Tummelplatz für seine Phantasie. Dieser Koloß unter den Strömen der Erde – an Länge nur von zweien übertroffen, an Breite im Umfang des Stromgebiets von keinem – dieser an Legenden und Eigentümlichkeiten reiche Rio, der eines der größten Reiche der Welt durchströmt, in dem größten Teile seiner Länge fast direkt unterm Aequator dahinfließt, der einst von mutigen Forschern, unter denen Alexander von Humboldt mit an erster Stelle steht, als ganz unbekannte rätselhafte Welt aufgesucht wurde, jetzt von Tausenden von Fahrzeugen und Dampfern befahren wird, an dessen Strande die Ueberreste zahlreicher einst mächtiger Indianerstämme hausen – bietet dem unerschöpflichen Autor

eine prachtvolle Szenerie und gibt ihm Gelegenheit, wieder einmal so recht aus dem Vollen den Born der Unterhaltung und Belehrung auszuschöpfen.

Die Gestalten des Romans sind weniger prägnant – es fehlt der sonst unvermeidliche und immer wieder halb belustigende, halb imponierende Gelehrte, dafür ist aber die Gestalt à la Passepartout in dem amüsanten Barbier Fragoso vertreten.

Der erste Band dient der Vorbereitung des Dramas, dessen Lösung durch die Entzifferung der hier in Deutsch wiedergegebenen Geheimschrift in überraschender, echt Verne'scher Weise erfolgt.

W. H.

Erstes Kapitel. Ein Buschhauptmann

»

Hstbjuookhihyujjchvggxelepcsuhruczcvyqf
ifuuiu
otsgyqiiifuqlnnudvluhirhuppuxhfjtnsqxtjvf
hifojiqpf
dkxvbbflyqfexdrckltwiqlfoxeuchiwdhjsixrg
gwuvifjx
azeqbnhlwwpndkxmqlfngenqxudyqijshgkve
vpxrfjwhv
xtyflpwutogiupndkhhtjmhrggafuadnyvqkvd
jbpxhfjtg
mdofowihbnsnwlembophksehvkjspmwfjn
zektjoqepg sahmfjsfwsuvjhd.«

Der Mann, der das Schriftstück in der Hand hielt, dessen letzten Absatz diese bizarre Buchstabenzusammenstellung bildete, hielt nachdenklich inne, nachdem er nochmals aufmerksam gelesen hatte.

Das Schriftstück enthielt etwa hundert solcher nicht einmal in Worte eingeteilten Zeilen und schien schon vor vielen Jahren geschrieben worden zu sein, denn das dicke Papier, das diese Hieroglyphen bedeckten, war schon verschrumpft und vergilbt.

Aber nach welchem Grundsatz waren diese Buchstaben zusammengestellt worden? Dieser Mann allein hätte es sagen können. In der Tat sind diese chiffrierten Schriften mit den Schlössern der modernen eisernen Schränke zu vergleichen. Sie sind in derselben Weise gesichert. Die Kombinationen, die sie darstellen, zählen nach Milliarden, und das Leben eines Rechenmeisters würde nicht hinreichen, sie alle aufzuzeichnen. Man muß das »Wort« haben, um den sichern Verschuß öffnen zu können, und um ein Kryptogramm dieser Art lesen zu können, muß man die »Chiffer« haben. Dieses Kryptogramm aber sollte, wie sich zeigen wird, allen noch so sinnreichen Versuchen einer Lösung, und zwar unter den kritischsten Verhältnissen Widerstand leisten.

Der Mann, der dieses Schriftstück gelesen hatte, war ein einfacher Buschhauptmann.

In Brasilien versteht man unter der Bezeichnung »Capitães do mato« die Beamten, denen die Verfolgung flüchtiger Neger obliegt. Diese Einrichtung datiert vom Jahre 1722. Zu dieser Zeit war der Gedanke an die Abschaffung der Sklaverei erst in den Köpfen einiger Philanthropen erwacht. Noch sollte über ein Jahrhundert verfließen, ehe die zivilisierten Völker diesen Gedanken annahmen und ausführten. Es scheint jedoch ein Recht und zwar das erste der natürlichen Rechte zu sein, daß der Mensch frei sei und sich selber gehöre, und doch waren tausend Jahre verflossen, ehe einigen Nationen der edle Gedanke kam, dieses Recht zu proklamieren.

Im Jahre 1852 – in diesem Jahre spielt die folgende Geschichte – gab es noch Sklaven in Brasilien und demzufolge auch Buschkapitäne, die auf sie Jagd machten. Gewisse staatsökonomische Gründe hatten

die Stunde der allgemeinen Emanzipation verzögert; aber schon hatte der Schwarze das Recht, sich loszukaufen, und schon waren dann seine Kinder auch frei. Also war der Tag nicht mehr fern, an welchem dieses herrliche Land, das drei Vierteile von ganz Europa in sich aufnehmen könnte, unter seinen 10 Millionen Einwohnern nicht einen Sklaven mehr zählen sollte.

In Wahrheit stand das Amt der Buschkapitäne schon auf dem Aussterbe-Etat, und die Verhaftung der Flüchtlinge brachte zu dieser Zeit erheblich weniger ein als ehemals. Wenn nun während der langen Zeit, in welcher dieses Gewerbe ziemlich ertragreich war, die Buschkapitäne eine Schar von Abenteurern bildeten, die sich im großen und ganzen nur aus nicht sonderlich geachteten und gut beleumdeten Freigelassenen und Deserteuren zusammensetzte, so versteht es sich von selbst, daß zu unserer Zeit diese Sklavenjäger dem Abschaum der Gesellschaft angehörten, und wahrscheinlich war der Mann mit dem

Schriftstück ein würdiger Vertreter aus den heruntergekommenen Reihen der

»Capitães do mato«.

Dieser Torres nun – so nannte er sich – war kein Mestize und kein Indianer und auch kein Schwarzer, wie die Mehrzahl seiner Kameraden, sondern ein Weißer von brasilianischer Herkunft, der ein wenig mehr Bildung empfangen hatte, als für seine derzeitige Stellung erforderlich war. In der Tat dürfte man in ihm nur einen jener Ausgestoßenen erblicken, denen man in den fernen Gegenden der neuen Welt so oft begegnet, und wenn zu einer Zeit, wo das brasilische Gesetz noch von gewissen Aemtern die Mulatten und auch andere Mischlinge ausschloß, dieses Gesetz auf ihn angewendet worden war, so konnte der Grund hierzu nicht in seiner Abkunft, sondern nur in seinem persönlichen Unwert liegen.

In diesem Augenblick war Torres übrigens nicht mehr in Brasilien. Er hatte vor kurzem die Grenze überschritten und streifte seit

einigen Tagen in den Wäldern von Peru umher, durch deren Mitte der obere Amazonas seinen Lauf nimmt.

Torres war ein Mann von etwa 30 Jahren und von guter Statur, auf die, dank außergewöhnlichem Temperament und eiserner Gesundheit, die Strapazen einer problematischen Existenz anscheinend ohne Einwirkung geblieben waren.

Er war von mittlerem Wuchs und breitschultrig, hatte regelmäßige Züge und einen festen Gang. Sein von der brennenden Tropenluft gebräuntes Gesicht war von einem dichten schwarzen Bart umrahmt. Die Brauen standen dicht zusammen, und die darunter versteckten Augen hatten den lebhaften, doch harten und trocknen Blick eines schamlosen, unverfrorenen Menschen. Schon zur Zeit, wo das Klima ihn noch nicht bronzefärbt, hatte er das Erröten nicht gekannt, und nur unterm Einfluß böser Leidenschaften hatte sein Gesicht sich verzogen.

Torres war nach der ziemlich urwüchsigen Art der Buschklepper gekleidet. Seinem Anzug sah man es an, daß er ihn schon ziemlich lange trug. Auf dem Kopf hatte er einen breitrempigen ledernen Hut, eine Hose aus grober Wolle verlor sich in den Schäften derber Stiefel, die den solidesten Bestandteil dieses Kostüms bildeten; über dem allen trug er einen verschossenen gelblichen Puncho, der weder von seiner Weste noch von der Jacke über der Brust etwas sehen ließ.

Wenn Torres auch ein Buschkapitän war, so schien er doch wenigstens gegenwärtig dieses Amtes nicht mehr zu walten. Dies war daraus zu schließen, daß er völlig unzureichend mit Verteidigungs- oder Angriffswaffen versehen war, um die Schwarzen zu verfolgen. Keine Feuerwaffe, weder Büchse noch Revolver, hatte er. Nur im Gürtel hatte er eine jener Waffen, die mehr einem Säbel, als einem Jagdmesser gleichen und die man » *manchetta* « nennt. Außerdem hatte Torres noch eine » *enchada* «, eine Art Axt, die besonders auf

der Jagd auf Gürteltiere und Agutis verwendet wird – welche Tiere in den Wäldern des obern Amazonas, wo eigentlich wilde Tiere wenig zu befürchten sind, in großer Zahl vorkommen.

Jedesfalls war an diesem Tage, dem 4. Mai 1852, dieser Abenteurer auffallend vertieft in das Schriftstück, auf das seine Augen geheftet waren, oder er war schon zu sehr daran gewöhnt, diese Wälder Südamerikas zu durchstreifen, als daß die Pracht der Natur noch Reiz für ihn hätte haben sollen. Nichts konnte ihn von seiner Beschäftigung ablenken: weder der langgezogene Ruf der Brüllaffen, den Saint Hilaire Geoffroy Saint-Hilaire, französischer Naturforscher (1772-1844). Seine reichhaltigen Sammlungen waren berühmt und gaben seinerzeit Anlaß zu Streitigkeiten zwischen Frankreich und Portugal. A. d. Ü. sehr richtig mit dem Dröhnen der Art des Holzfällers vergleicht; – noch das trockene Klirren der Ringe einer Klapperschlange, die allerdings kaum je den Menschen angreift, aber doch außerordentlich giftig

ist; – noch die kreischende Stimme der gehörnten Kröte, die in der Klasse der Reptilien den Preis der Häßlichkeit davonträgt; – noch auch das sonore Gequak des Ochsenfrosches, der zwar an Größe nicht an das Rind heranreicht, es aber an Kraft der Stimme noch übertrifft.

Von all dem Gelärm, das sozusagen die Gesamtstimme der Wälder der neuen Welt bildet, vernahm Torres nichts.

Eine sehr interessante Schilderung der Tierstimmen im Urwalde giebt Alexander von Humboldt:

»Die Nacht war still und heiter, und der Mond schien herrlich. Die Krokodile lagen am Ufer; sie hatten sich so gelegt, daß sie das Feuer sehen konnten. Wir glauben bemerkt zu haben, daß der Glanz desselben sie herlockt, wie die Fische, die Krebse und andere Wassertiere. Die Indianer zeigten uns im Sand die Fährten dreier Tiger, darunter zweier ganz jungen. Ohne Zweifel hatte hier ein Weibchen seine Jungen zum

Trinken an den Fluß geführt. Da wir am Ufer keinen Baum fanden, steckten wir die Ruder in den Boden und befestigten unsere Hängematten daran. Alles blieb ziemlich ruhig bis um elf Uhr nachts; da aber erhob sich im benachbarten Wald ein so furchtbarer Lärm, daß man beinahe kein Auge schließen konnte. Unter den vielen Stimmen wilder Tiere, die zusammen schrien, erkannten unsere Indianer nur diejenigen, die sich auch einzeln hören ließen, namentlich die leisen Flötentöne der Sapajous, die Seufzer der Alouatos, das Brüllen des Tigers und des Kuguars, oder amerikanischen Löwen ohne Mähne, das Geschrei des Bisamschweins, des Faultiers, des Hocco, des Parraqua und einiger andern hühnerartigen Vögel. Wenn die Jaguars dem Waldrande sich näherten, so fing unser Hund, der bis dahin fortwährend gebellt hatte, an zu heulen und suchte Schutz unter den Hängematten. Zuweilen, nachdem es lange geschwiegen, erscholl das Brüllen der Tiger von den Bäumen herunter, und dann folgte darauf das anhaltende schrille Pfeifen

der Affen, die sich wohl bei der drohenden Gefahr auf und davon machten.«

Aus »Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents.«

Befragt man die Indianer, warum die Tiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so furchtbaren Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: »Sie feiern den Vollmond.« Ich glaube, die Unruhe rührt meist daher, daß im innern Walde sich irgendwo ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars zum Beispiel machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, die nur Schutz finden, wenn sie beisammenbleiben, und in gedrängten Nudeln fliehend das Gebüsch, das ihnen in den Weg kommt, niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der großen Tiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Menagerie in Aufruhr. Am Fuße eines prächtigen Baumes

saß er, und er bewunderte nicht einmal das hohe Gezweig dieses »pão terro« oder Eisenbaumes – einer dunkelrindigen Baumart, deren metallhartes Holz bei den Waffen oder dem Werkzeug des wilden Indianers das Eisen ersetzt. Nein! ganz in Gedanken vertieft, wendete der Buschhauptmann das seltsame Schriftstück zwischen den Fingern hin und her. Mit der Chiffer, deren Geheimnis er besaß, setzte er für jeden Buchstaben den richtigen Wert, las und kontrollierte den Sinn dieser Zeilen, die für jeden andern unverständlich waren, und ein böses Lächeln glitt über sein Gesicht.

Dann murmelte er halblaut ein paar Worte, die an diesem verlassenem Fleck des peruanischen Urwaldes niemand hören konnte und die außerdem auch niemand hätte verstehen können.

»Ja,« sagte er, »hundert Zeilen sind das, gut geschrieben, die für einen, den ich kenne, eine Bedeutung haben, die er nicht ahnen kann! Dieser eine ist reich! Für ihn ist's eine

Frage des Lebens oder des Todes, und so was wird teuer bezahlt!«

Mit gierigem Blick betrachtete er das Schriftstück.

»Für jedes Wort des letzten Satzes ein Konto Reïs, das gäbe schon eine Summe! 1000 Reïs (ein Milreïs = 2 deutsche Mark 29 Pfg.) sind etwa 3 Franks französischer Münze und ein Konto-Reïs sind 3000 Franks. Dieser Satz hat Wert. Er faßt das ganze Schriftstück in sich! Er gibt den wahren Personen ihren wahren Namen! Aber ehe man versuchen könnte, ihn zu verstehen, müßte man damit anfangen, die Zahl der Worte, die er enthält, festzustellen, und selbst wenn das erreicht ist, bleibt der wahre Sinn noch immer ein Rätsel!«

Nach diesen Worten begann Torres bei sich zu rechnen.

»Hier sind 58 Worte! das ergäbe 58 Kontos! 174 000 Franks. damit könnte man leben in Brasilien, in Amerika, wo man wollte, und

brauchte nicht einmal was zu arbeiten dabei. Und wenn mir gar für alle Worte dieses Schriftstücks ein solcher Preis gezahlt würde! Dann müßte ich nach Hunderten von Kontos rechnen! Ach, tausend Teufel! Hier muß ich ein Vermögen herausschlagen, oder ich bin der dümmste Tölpel auf der Welt!«

Während Torres die riesigen Summen berechnete, schienen sich seine Hände schon über Rollen Goldes zusammenzuballen.

Plötzlich nahmen seine Gedanken eine andere Richtung.

»Endlich,« rief er, »nähere ich mich dem Ziele! und die Strapazen dieser Reise von der Küste des Atlantischen Ozeans bis zum Oberlauf des Amazonas sollen mir nicht leid tun! Es wäre möglich gewesen, daß dieser Mann Amerika verlassen hätte und jenseits des Meeres weilte, wie hätte ich ihn dann erreichen sollen? Aber nein! Er ist da, und wenn ich in den Wipfel eines dieser

Bäume steige, kann ich das Dach des Hauses sehen, wo er mit seiner ganzen Familie wohnt.«

Dann ergriff er das Papier und schwenkte es mit nervöser Gebärde:

»Ehe die Sonne noch einmal untergeht,« sagte er, »werde ich bei ihm sein! Ehe der morgige Tag anbricht, wird er wissen, daß seine Ehre, sein Leben in diesen Zeilen liegt! Und wenn er die Chiffer erfahren will, durch die er die Worte lesen kann, gut, dann wird er diese Chiffer bezahlen! Er wird sie, wenn ich will, mit seinem gesamten Vermögen bezahlen, wie er sie mit seinem Blute bezahlen würde! Ah, tausend Teufel! Der würdige Kamerad von der Miliz, der mir dieses kostbare Schriftstück gegeben hat, der mir das Geheimnis anvertraut hat, der mir gesagt hat, wo ich seinen ehemaligen Kollegen finde und unter welchem Namen er sich seit Jahren verborgen hält, dieser würdige Kamerad ahnte nicht, daß er damit mein Glück machte!«

Torres betrachtete noch einmal das vergilbte Papier, und nachdem er es sorgfältig zusammengelegt hatte, steckte er es in ein festes Kupferetui, das ihm gleichzeitig als Portemonnaie diente.

Wenn in der Tat das ganze Vermögen des Mannes in diesem Etui von der Größe einer Zigarrentasche enthalten war, dann hätte er in keinem Lande der Welt für reich gelten können. Er hatte darin ein wenig von allen Münzen der umliegenden Staaten: zwei Doppelkondors der vereinigten Staaten von Columbia, deren jedes etwa 100 Francs wert war, ferner zwei venezuelische Bolivars von etwa dem gleichen Wert, peruanische Sols von etwa dem doppelten Wert, einige chilenische Escudos von höchstens 50 Francs Wert, und ein paar andere kleine Geldstücke. Aber dies alles ergab nicht einmal die runde Summe von 500 Francs, und obendrein wäre Torres ziemlich in Verlegenheit geraten, wenn er hätte sagen sollen, wo und auf welche Weise er zu dem Gelde gekommen war.

Das eine stand fest, daß Torres seit einiger Zeit das Handwerk des Buschhauptmanns aufgegeben hatte, dem er in der Provinz Para nachgegangen war – und daß er seit ein paar Monaten den Amazonas stromauf gewandert, die Grenze überschritten und peruanisches Gebiet betreten hatte.

Dieser Abenteurer brauchte übrigens wenig zum Leben. Was für Ausgaben hätte er sich machen sollen? Obdach und Kleidung kosteten ihm nichts. Der Wald versorgte ihn mit Nahrung, die er sich nach Art der Waldläufer kostenlos zubereitete. Für Tabak, den er sich in den Missionen oder in Dörfern kaufte, ebenso für Branntwein in die Korbflasche genügten ein paar Reis. Mit Wenigem konnte er weit kommen.

Als das Schriftstück in das Etui gesteckt war, dessen Deckel hermetisch schloß, schob es Torres nicht in die Tasche des Kittels, den sein Poncho verdeckte, sondern glaubte aus übergroßer Vorsicht besser zu tun, indem er es dicht neben sich in die

Wurzelhöhlung des Baumes legte, zu dessen Füßen er sich ausgestreckt hatte.

Das war eine Unklugheit, die ihn bald teuer zu stehen gekommen wäre!

Es war sehr heiß. Das Wetter war schwül. Wenn die Kirche des nächsten Weilers eine Uhr gehabt hätte, so hätte diese Uhr jetzt zwei Uhr nachmittags schlagen müssen, und da der Wind in dieser Richtung wehte, hätte Torres sie hören müssen, denn die Entfernung betrug nicht über zwei Meilen.

Aber jedesfalls war die Zeit ihm gleichgiltig. Gewöhnt, sich nach der bald genau, bald ungenau berechneten Höhe der Sonne überm Horizont zu richten, kann der Abenteurer seine verschiedenen Verrichtungen nicht mit militärischer Pünktlichkeit erledigen. Er frühstückt oder ißt zu Mittag, wann es ihm gefällt. Er schläft, wo und wann ihn Schlaf überkommt. Wenn der Tisch nicht immer gedeckt ist, das Bett ist immer gemacht, am

Fuße eines Baumes, im Dickicht eines
Gebüsches, mitten im Walde.

Im Punkte der Behaglichkeit war Torres
nicht sehr penibel. Wenn er am Vormittag
schon weit gegangen war, dann aß er ein
wenig, und das Bedürfnis zu schlafen
machte sich fühlbar. Nach zwei bis drei
Stunden Ruhe war er wieder marschfähig.
Er legte sich also so bequem als möglich
ins Gras und erwartete den Schlaf.

Indessen gehörte Torres nicht zu den
Leuten, die einschlafen, ohne sich vorher
auf gewisse Weise darauf vorbereitet zu
haben. Er hatte die Gewohnheit, zuerst ein
paar Schluck starken Schnaps zu trinken
und dann eine Pfeife zu rauchen. Der
Branntwein erregt das Gehirn, und der
Rauch des Tabaks mischt sich so schön in
das Gewebe der Träume. Wenigstens war
dies seine Meinung.

Torres setzte also zuvörderst eine
Korbflasche, die er bei sich trug, an die
Lippen. Sie enthielt jenen Schnaps, der in

Peru allgemein unter dem Namen »Chica« und am obern Amazonas im besondern unter dem Namen »Caysuma« bekannt ist. Dieser Schnaps ist das Produkt einer leichten Destillation der süßen Maniokwurzel, die der Gärung ausgesetzt wird. Der Buschhauptmann, der eine etwas ausgepichte Kehle hatte, hatte dem Schnaps eine gute Menge Taffia Rum. beigemischt.

Als Torres ein paar Schluck von diesem Schnaps getrunken hatte, schüttelte er die Flasche und stellte mit Bedauern fest, daß sie fast leer war.

»Wird wieder gefüllt!« sagte er einfach.

Dann zog er eine kurze Wurzelpfeife hervor, füllte sie mit scharfem, grobem Brasiltabak, dessen Blätter zu dem von Nicot nach Frankreich gebrachten alten »Petunia« gehörten.

Dieser Tabak hatte nichts gemein mit dem Scaserlati feinsten Auslese, den die französischen Händler produzieren – aber

Torres war in diesem Punkte ebenso wenig heikel wie in andern. Er schlug Funken, entzündete ein wenig von dem klebrigen Stoff, der, unter dem Namen »Ameisenschwamm« bekannt, von gewissen Hautflüglern abgesondert wird, und steckte seine Pfeife in Brand.

Beim zehnten Zuge schlossen sich seine Augen, die Pfeife entfiel seinen Händen, und er schlief ein, oder vielmehr er versank in eine Art Betäubung, die eigentlich kein richtiger Schlaf war.

Zweites Kapitel. Der Dieb und der Bestohlene

Torres schlief etwa seit einer halben Stunde, als unter den Bäumen ein Geräusch entstand. Es war, wie wenn mit leichten Schritten jemand barfüßig einher gegangen wäre, behutsam, damit ihn niemand hörte. Sich gegen jede verdächtige Annäherung zu sichern, wäre des Abenteurers erste Sorge gewesen, wenn er in diesem Augenblick die Augen aufgehabt hätte. Aber er wachte von dem Geräusch nicht auf, und der, der herankam, konnte sich ihm bis auf zehn Schritte nähern, ohne bemerkt zu werden.

Es war kein Mensch, es war ein »Guariba«.

Von all den Affen mit Greifschwanz, von denen die Wälder des oberen Amazonas wimmeln – Sahuis von eleganter Körperform, gehörnte Sajus, grauhaarige Monos, Saguine, die eine Maske unter dem fratzenhaften Gesicht zu tragen scheinen –

von all diesen Arten ist ohne Zweifel der Guarika der originellste. Von geselliger und wenig bössartiger Veranlagung, unterscheidet er sich wesentlich von dem wilden und faulen »Mucura« und tritt meist in Rudeln auf. Sein Erscheinen kündigt sich schon von weitem in jenem Konzert eintöniger Stimmen an, das den Psalmen der Kirchensänger ähnlich klingt. Aber wenn dieser Affe auch nicht bössartig von Natur ist, darf man ihn doch auch nicht unvorsichtig angreifen. Jedesfalls ist ein Reisender, der eingeschlafen ist, wie man sehen wird, in Gefahr, wenn ein Guariba ihn in dieser wehrlosen Lage entdeckt.

Dieser Affe, der in Brasilien auch »barbado« genannt wird, ist von hohem Wuchs. Bei der Geschmeidigkeit und Kraft seiner Glieder kann er ebenso auf dem Boden kämpfen, wie in den Wipfeln der Waldesriesen von Zweig zu Zweige springen.

Jetzt aber näherte sich der Guariba vorsichtig, Schritt für Schritt. Er warf

Blicke nach rechts und links und bewegte seinen Schweif hastig. Bei diesen Vertretern der Affenrasse hat die Natur sich nicht damit begnügt, vier Hände zu verleihen – wie sie es bei den Vierhändlern getan hat – sie hat sich noch großmütiger gezeigt, denn diese Affen haben in Wahrheit fünf Hände, da das Ende ihres Schwanzes eine vollkommen ausgebildete Fähigkeit zum Greifen hat.

Der Guariba näherte sich nun geräuschlos und schwang einen derben Knüttel, der, von seinem kraftvollen Arm geführt, eine gefährliche Waffe werden mußte. Soeben hatte er den Mann bemerkt, der am Fuße eines Baumes lag, aber da der Schläfer sich nicht bewegte, sah er sich versucht, ihn ganz aus der Nähe zu betrachten. Er ging also näher heran, nicht ohne Zaudern, und blieb, drei Schritt vor ihm entfernt, stehen.

Auf seinem bärtigen Gesicht machte sich ein Grinsen breit, das seine scharfen, elfenbeinweißen Zähne zeigte, und er schwang seinen Knüttel in einer Weise, die

für den Buschhauptmann nichts Gutes ahnen ließ.

Sicherlich beseelte der Anblick des Mannes den Affen mit nicht eben wohlwollenden Gedanken. Hatte er etwa besondere Gründe, an diesem Muster der Menschenrasse, das der Zufall ihm wehrlos in die Hand gab, seinen Zorn auszulassen? Vielleicht! Es ist bekannt, wie gut gewisse Tiere die Erinnerung an widerfahrene Unbilden bewahren, und es war möglich, daß dieser Affe einen alten Groll gegen die Waldläufer hegte.

Für die Indianer besonders ist der Affe ein in hohem Grade begehrliches Wild, und welcher Gattung er auch angehören mag, sie jagen ihn mit allem Eifer eines Nimrods, nicht nur wegen des Vergnügens, ihn zu jagen, sondern auch wegen des Vergnügens, ihn zu essen.

Wie dem auch sei – wenn der Guariba auch nicht geneigt schien, die Rollen diesmal zu vertauschen, wenn er auch nicht die Natur

soweit hätte vergessen mögen, daß er als einfacher Pflanzenfresser daran gedacht hätte, den Buschhauptmann aufzufressen – so schien er doch zum mindesten fest entschlossen, einem seiner natürlichen Feinde den Garaus zu machen.

Nachdem er ihn daher ein Weilchen betrachtet hatte, schlich der Guariba um den Baum herum. Er ging langsam, mit angehaltenem Atem, kam aber zusehends näher. Seine Haltung war drohend, sein Gesicht wild. Nichts konnte leichter für ihn sein, als mit einem Schlage diesen regungslosen Menschen zu töten, und in diesem Augenblick hing Torres' Leben in der Tat nur an einem Faden.

Der Guariba blieb ein zweites mal dicht an dem Baume stehen, er stellte sich seitwärts, um auf den Kopf des Schläfers gut zielen zu können, und hob schon den Knüttel, um zuzuschlagen.

Aber wenn Torres unklug gewesen war, dicht neben sich in die Wurzelhöhlung das

Etui zu legen, das sein Schriftstück und sein Hab und Gut enthielt, so war es doch diese Unklugheit, die ihm jetzt das Leben rettete.

Ein Sonnenstrahl fiel durch die Zweige auf das Etui, dessen blankes Metall wie ein Spiegel leuchtete. Mit der seiner Gattung eignen Albernheit kam der Affe sofort von seinem Vorhaben ab. Seine Gedanken – wenn überhaupt ein Tier Gedanken haben kann – nahmen auf der Stelle eine andere Richtung. Er bückte sich, hob das Etui auf, trat ein paar Schritt zurück und führte es an die Augen, indem er es erstaunt betrachtete und funkeln ließ. Vielleicht war er noch verwunderter, als er die Goldstücke klappern hörte, die das Etui enthielt. Diese Musik entzückte ihn. Dann nahm er es zum Maule, und seine Zähne knirschten auf dem Metall, jedoch versuchte er nicht, es zu zerbeißen.

Ohne Zweifel glaubte der Guariba eine Frucht von neuer Art gefunden zu haben, eine funkelnde Mandel, deren Kern frei in der Schale lag. Wenn er diesen Irrtum auch

bald begriff, so dachte er doch nicht daran, das Etui wegzwerfen. Im Gegenteil nahm er es noch fester in die linke Hand und ließ jetzt seinen Stock fallen, der im Fallen einen trockenen Zweig zerbrach.

Bei diesem Geräusch erwachte Torres, und mit der Geschwindigkeit der Leute, die immer auf dem *Qui vive* sind und bei denen zwischen Schlafen und Wachsein kein Übergangszustand besteht, war er sofort auf den Beinen.

Im Moment hatte Torres erkannt, was los war.

»Ein Guariba!« rief er.

Er ergriff die *manchetta*, die dicht bei ihm lag, und war zur Gegenwehr bereit.

Erschrocken, war der Affe sogleich zurückgewichen, und weniger mutig gegenüber einem wachen Menschen als gegenüber einem schlafenden, machte er

einen flinken Satz und verschwand unter den Bäumen.

»Es war Zeit!« rief Torres. »Das Vieh hätte mich ohne Umstände totgeschlagen.«

In den Händen des Affen, der zwanzig Schritt weiter stehen geblieben war und ihn mit wilden Grimassen ansah, wie wenn er ihn foppen wollte, erblickte er plötzlich sein kostbares Etui.

»Der Spitzbube!« rief er. »Wenn er mich nicht totgeschlagen hat, hat er doch etwas Schlimmeres getan, er hat mich bestohlen!«

Der Gedanke, daß das Etui sein Geld berge, beschäftigte ihn zunächst nicht. Was ihn aber aufspringen ließ, war der Gedanke, daß in dem Etui sich das Schriftstück befand, dessen Verlust für ihn unersetzlich war und ihm alle Hoffnungen raubte.

»Tausend Teufel!« rief er.

Koste es, was es wolle, Torres war entschlossen, sein Etui wiederzubekommen, und machte sich an die Verfolgung des Guariba.

Er verhehlte es sich nicht, daß es nicht leicht war, dieses flinke Tier zu erhaschen. Auf dem Boden würde es zu schnell fliehen, in den Zweigen zu hoch. Ein gut gezielter Schuß allein hätte es im Laufen oder Springen einholen können, aber Torres besah keine Feuerwaffe. Mit seinem Säbeldolch oder seiner Art hätte er nur dann etwas gegen den Guariba ausrichten können, wenn sich ihm Gelegenheit geboten hätte, ihn aus der Nähe zu treffen.

Es wurde bald ersichtlich, daß der Affe höchstens durch List zu fangen war. Torres mußte also versuchen, ob er das boshafte Tier übertölpeln könne. Stehen bleiben, sich hinter einem Baumstämme verstecken, unter einem Dickicht verschwinden, den Guariba locken, entweder stehen zu bleiben oder zurückzukommen: das war alles, was er anstellen konnte. Aber wenn der

Buschhauptmann verschwand, wartete der Affe geduldig, bis er wiederkam, und auf diese Weise machte Torres sich müde, ohne irgend etwas zu erreichen.

»Verdammter Guariba!« rief er bald. »Ich werde nie zum Ziele kommen, und er kann mich auf diese Weise bis zur brasilianischen Grenze zurückbringen. Wenn er mein Etui wenigstens fallen ließe! Aber nein! Das Klappern der Goldstücke macht ihm Spaß. Ach, du Dieb! wenn ich dich kriege!«

Noch einmal nahm Torres die Verfolgung auf, Und der Affe flüchtete mit erneutem Eifer.

Auf diese Weise verging eine Stunde, ohne daß etwas erreicht worden wäre. Torres gab die Sache erklärlicherweise nicht so leicht auf. Wie sollte er ohne dieses Schriftstück zu Gelde kommen?

Jetzt ergriff die Wut den Buschhauptmann. Er fluchte, er stampfte auf den Boden und drohte dem Guariba. Das schadenfrohe Tier

antwortete nur mit einem Grinsen, das wohl angetan war, den Mann außer sich zu bringen.

Und noch immer setzte Torres die Verfolgung fort. Er lief, bis er außer Atem war, verstrickte sich in dem hohen Kraut, den dichten Zweigen, den dazwischen gezogenen Schlinggewächsen, durch die der Guariba glatt hindurchschlüpfte. Dicke, unterm Gras verborgene Zweige versperrten mitunter die Pfade. Er fiel hin und stand wieder auf. Endlich begann er zu rufen: »Hierher! hierher! Haltet den Dieb!« wie wenn ihn jemand hätte hören können.

Bald war er am Ende seiner Kräfte, der Atem ging ihm aus, und er mußte Halt machen.

»Tausend Teufel!« keuchte er. »Wenn ich die flüchtigen Neger durch den Wald verfolgte, das war weniger mühsam. Aber ich werde ihn noch kriegen, diesen verwünschten Affen! Ich will laufen, ja

laufen, so lange mich die Beine tragen können, und wir werden ja sehen!«

Der Guariba war stehen geblieben, als er sah, daß der Abenteurer ihn nicht mehr verfolgte. Auch er legte sich hin, obwohl er nicht in dem Maße erschöpft war wie Torres, der sich kaum noch rühren konnte.

So blieb er zehn Minuten etwa sitzen, kaute ein paar Wurzeln, die er aus der Erde gerissen hatte. Und ließ ab und zu das Etui an seinem Ohre klappern.

Außer sich vor Wut, warf Torres mit Steinen nach ihm, die ihn wohl erreichten, aber ihm in dieser Entfernung keinen Schaden zufügten.

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden. Einesteils war es unsinnig, den Affen noch weiter zu verfolgen, wo so wenig Aussicht bestand, ihn zu erwischen, andererseits war es zum Wahnsinnig werden, sich endgültig mit diesem Zufall und all seinen Folgen abzufinden und sich

darein zu fügen, daß man von einem blöden Tier besiegt, verhöhnt und an der Nase herumgeführt worden war.

Und doch mußte Torres einsehen, daß der Dieb leicht verschwinden konnte, wenn die Nacht hereingebrochen war, und daß er, der Bestohlene, sogar Schwierigkeiten haben würde, in diesem dichten Walde zurückzufinden. Bei der Verfolgung war er um mehrere Meilen von dem Ufer des Flusses abgekommen, und schon war es nicht mehr leicht, wieder dorthin zu gelangen.

Torres hielt inne, versuchte, sich kaltblütig zu sammeln, und stieß einen letzten Fluch aus. Er gab endgültig den Gedanken auf, sein Etui wiederzubekommen – aber als er unwillkürlich noch einmal an das Schriftstück dachte und an die Zukunft, die auf der beabsichtigten Ausnutzung desselben aufgebaut war, da sagte er sich, daß er doch noch einen letzten Versuch machen müsse.

Er erhob sich.

Der Guariba stand auch auf.

Er tat ein paar Schritte vorwärts.

Der Affe trat ein paar Schritte rückwärts;
aber anstatt noch tiefer in den Wald
hineinzudringen, blieb er am Fuße eines
riesigen Feigenbaumes stehen – jenes
Baumes, dessen Spielarten am ganzen
Becken des obern Amazonas so zahlreich
sind.

Den Stamm mit seinen vier Händen fassen,
mit der Geschicklichkeit eines Clowns
daran emporklettern, sich mit seinem
Greifschwanz an die ersten, in 40 Fuß Höhe
horizontal ausgestreckten Zweige hängen,
sich dann in den Wipfel des Baumes
hinaufschwingen bis zu dem Punkt, wo die
letzten Zweige sich unter ihm neigten, das
war für den flinken Affen ein Kinderspiel
und Sache von wenigen Augenblicken.

Hier machte er sich's bequem und setzte sein unterbrochenes Mahl fort, indem er die Früchte abriß, die er mit den Händen erlangen konnte. Sicher hatte auch Torres Verlangen zu essen und zu trinken, aber es war ihm unmöglich. Seine Tasche war leer, seine Flasche war leer.

Anstatt aber umzukehren, ging er zu dem Baume hin, obwohl er bei dem jetzigen Platze des Affen noch weniger Aussichten hatte. Er konnte nicht einen Augenblick daran denken, zu den Zweigen dieses Feigenbaumes hinaufzuklimmen, von denen der Dieb übrigens dann rasch zu einem andern hinübergesprungen wäre.

Und noch immer klang das Klappern des verlorenen Etuis ihm in die Ohren.

In seiner wahnsinnigen Wut redete jetzt Torres den Guariba an. Es wäre unmöglich, wiederzugeben, mit welcher Reihe von Schimpfworten er ihn überhäufte. Nicht nur nannte er ihn einen Mestizen, was schon im Munde eines Brasilianers von weißer Rasse

eine schwere Schmähung ist, sondern er schimpfte ihn sogar einen Curiboca, das heißt Mischling vom Neger und Indianer. Von allen Schmähungen aber, die ein Mensch dem andern entgegenschleudern kann, ist dies die bitterste in diesen Aequatorialländern.

Aber der Affe, der eben nur ein Vierhänder war, machte sich lustig über all das, was einen Menschen in Wut versetzt hätte.

Nun fing abermals Torres an, ihn zu werfen, mit Steinen, mit Wurzelstücken, mit allem, was ihm als Wurfgeschloß dienen konnte. Hatte er denn Aussicht, den Affen ernstlich verletzen zu können? Nein! Er wußte eben nicht mehr, was er tat. Die Wut über seine Ohnmacht nahm ihm alle Vernunft. Vielleicht hoffte er aus einen Augenblick, daß der Guariba bei einem Griff von einem Zweig zum andern das Etui fallen ließe oder daß er es etwa gar, um hinter seinem Angreifer nicht zurückzustehen, ihm an den Kopf werfen würde. Aber nein! Der Affe wollte das Etui behalten, und indem er es

mit der einen Hand festhielt, blieben ihm zur Fortbewegung immer noch drei.

Endlich wollte Torres in seiner Verzweiflung die Sache aufgeben und nach dem Amazonas zurückkehren, als er Stimmen vernahm. Ja! Stimmen von Menschen!

Zwanzig Schritt von dem Fleck, wo der Buschhauptmann stehen geblieben war, sprachen Leute.

Torres' erste Sorge war, sich in einem dichten Gebüsch zu verstecken. Als vorsichtiger Mann wollte er sich nicht zeigen, ohne zu wissen, mit wem er es zu tun hatte.

Klopfenden Herzens, voller Neugier, spitzte er die Ohren und wartete, als plötzlich ein Schuß fiel.

Ein Schrei folgte, und tödlich getroffen, fiel der Affe schwer zu Boden, in der Hand

noch immer das Etui des
Buschhauptmanns.

»Beim Teufel!« rief dieser. »Das nenne ich
eine Kugel zur rechten Zeit!«

Und ohne sich darüber zu beunruhigen, daß
er gesehen wurde, trat er nun aus dem
Gestrüpp hervor, als zwei junge Männer
unter den Bäumen erschienen.

Es waren Brasilianer in Jagdkleidung. Sie
trugen Lederstiefel, leichte Hüte aus
Palmfasern, eine Jacke oder Joppe, die in
der Taille eng anlag und bequemer war, als
der übliche Puncho. Nach ihren
Gesichtszügen und ihrem Teint zu urteilen,
waren es Portugiesen.

Beide waren mit einer jener langen
Büchsen von spanischer Arbeit versehen,
die ein wenig an die arabischen Flinten
erinnern – Gewehre von guter Tragweite
und Treffsicherheit, deren sich die Trapper
in den Wäldern des obern Amazonas mit
Erfolg bedienen.

Ein Beweis dafür war das eben Geschehene. In schrägem Abstand von über 80 Fuß war der Vierhänder mitten in den Kopf getroffen worden.

Außerdem trugen die beiden Männer im Gürtel eine Art von Dolchmesser, in Brasilien »foca« genannt, mit dem die Jäger ohne Zaudern den Unzen und andern, wenn auch nicht sehr gefährlichen, doch in diesen Wäldern sehr zahlreichen Raubtieren zu Leibe rücken.

Augenscheinlich hatte Torres von diesem Zusammentreffen nichts zu befürchten, und er lief weiter nach dem Affen hin. Aber die jungen Männer, die in derselben Richtung gingen, hatten einen kürzeren Weg, und nach wenigen Schritten standen sie vor Torres.

Dieser hatte seine Geistesgegenwart wiedererlangt.

»Vielen Dank, meine Herren,« sagte er heiter zu ihnen, die Krempe seines Hutes

lüftend. »Sie haben mir, indem Sie dieses boshafte Tier erlegten, einen großen Dienst erwiesen.«

Die Jäger sahen zuerst einander an, da sie nicht begriffen, wofür ihnen dieser Dank wurde.

Torres erklärte ihnen mit wenigen Worten die Sachlage.

»Sie glauben, bloß einen Affen getötet zu haben,« sagte er, »aber in Wahrheit haben Sie einen Dieb zur Strecke gebracht!«

»Wenn wir Ihnen von Nutzen gewesen sind,« antwortete der jüngere von beiden, »so ist es sicher geschehen, ohne daß wir es ahnten; aber wir sind deswegen nicht weniger erfreut darüber, Ihnen einen Dienst geleistet zu haben.«

Und er trat ein paar Schritt zurück und neigte sich über den Guariba. Ohne Mühe nahm er das Etui aus der noch zusammengeballten Hand.

»Dies ist ohne Zweifel Ihr Eigentum, mein Herr?« fragte er.

»Das ist es,« antwortete Torres, ergriff rasch das Etui und vermochte einen tiefen Seufzer der Erleichterung nicht zu unterdrücken.

»Wem bin ich Dank schuldig, meine Herren,« fragte er, »für den mir erwiesenen Dienst?«

»Meinem Freunde Manuel, Hilfsarzt in der brasilianischen Armee,« antwortete der junge Mann.

»Wenn ich den Affen geschossen habe,« bemerkte Manuel, »so hast du mich doch erst auf ihn aufmerksam gemacht, mein lieber Benito.«

»In diesem Falle, meine Herren,« versetzte Torres, »bin ich Ihnen beiden verpflichtet, sowohl dem Herrn Manuel, als auch dem Herrn –«

»Benito Garral,« antwortete Manuel.

Der Buschhauptmann mußte sich große Gewalt antun, um bei diesem Namen nicht zu zittern, und besonders, als der junge Mann in verbindlichem Tone hinzufügte:

»Die Farm meines Vaters Joam Garral ist nur drei Meilen Die Wegemaße in Brasilien sind die kleine Meile = 2060 m und die gemeine oder große Meile – 6180 m. von hier entfernt. Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr –«

»Torres,« antwortete der Abenteurer.

»Wenn Sie mitkommen wollen, Herr Torres, so werden Sie gastfreundliche Aufnahme finden.«

»Ich weiß nicht, ob ich kann,« antwortete Torres, der, von diesem ganz unerwarteten Zusammentreffen überrascht, unschlüssig war. »Ich fürchte in Wahrheit, ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen. Der Vorfall, den ich Ihnen erzählt habe, hat mir

Zeitverlust verursacht. Ich muß sofort zum Amazonas zurück – ich will noch stromab bis nach Para –«

»Nun, Herr Torres,« versetzte Benito, »möglicherweise sehen wir uns dann am Strome wieder; denn noch in diesem Monat nimmt mein Vater und seine ganze Familie denselben Weg, wie Sie.«

»Ach!« rief Torres lebhaft, »Ihr Vater beabsichtigt, die brasilianische Grenze wieder zu überschreiten?«

»Ja, wir wollen ein paar Monate verreisen,« antwortete Benito. »Wenigstens hoffen wir, ihn dazu zu bestimmen – nicht wahr, Manuel?«

Manuel nickte.

»Nun, meine Herren,« entgegnete Torres, »dann könnten wir uns tatsächlich unterwegs noch einmal treffen. Aber so leid es mir tut, kann ich in diesem Augenblick Ihr Anerbieten nicht annehmen.

Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen und betrachte mich als Ihr zwiefacher Schuldner.«

Mit diesen Worten grüßte Torres die jungen Männer, die seinen Gruß erwiderten und ihren Weg nach der Farm fortsetzten.

Er sah ihnen nach. Als sie ihm aus den Augen gekommen waren, sagte er in dumpfem Tone:

»Ah! Er will wieder über die Grenze! Soll er nur hinüber, dann ist er meiner Gnade noch mehr überantwortet! Glückliche Reise, Joam Garra!«

Nach diesen Worten verschwand der Buschhauptmann, in der Absicht, zum linken Flußufer zurückzukehren, in südlicher Richtung in dem dichten Urwald.

Drittes Kapitel. Die Familie Garral

Die Stadt Iquitos liegt nahe dem linken Ufer des Amazonenstromes, fast auf dem 74. Meridian, an jenem Teil des großen Flusses, der noch den Namen Marañon trägt und dessen Bett Peru von der Republik Ecuador, 55 Meilen westlich von der brasilianischen Grenze, trennt.

Iquitos ist von Missionaren gegründet worden, wie all diese Haufen von Hütten, diese Weiler oder Flecken, die man im Becken des Amazonas trifft. Bis zum 17. Jahre dieses Jahrhunderts hatten die Iquitos-Indianer, die eine Zeitlang die einzige Bevölkerung bildeten, sich ins Innere der Provinz, ziemlich weit vom Flusse weg, zurückgezogen. Aber infolge eines Vulkanausbruchs versiegten plötzlich die Quellen ihres Gebietes, und sie waren gezwungen, sich am linken Ufer des Marañon niederzulassen. Der Stamm

veränderte sich bald infolge von Verbindungen, die mit Nachbarstämmen, Ticunas und Omaguas, eingegangen wurden, und heute hat Iquitos nur noch eine gemischte Bevölkerung, zu der noch einige Spanier und ein paar Mestizenfamilien gezählt werden müssen.

Etwa 40 ziemlich klägliche Hütten, die sehr dürftig mit Stroh gedeckt sind, bilden das ganze Dorf, das übrigens auf einer 60 Fuß über den Flußufern gelegenen Esplanade sehr malerisch gruppiert ist. Eine Treppe aus überquer gelegenen Holzstämmen führt hinauf, und da es an jedem Aussichtspunkt fehlt, liegt es den Blicken des Reisenden verborgen, so lange dieser nicht die Treppe hinaufgestiegen ist. Aber einmal auf der Höhe, steht man vor einer wenig standfesten Umzäunung aus verschiedenem Busch- und Strauchwerk, das durch zusammengeflochtene Schlingpflanzen verbunden ist, wie sie hie und da von den Wipfeln der Bananen und Palmen herabhängen.

Zu jener Zeit – und jedesfalls wird die Mode nicht so bald die ursprüngliche Tracht verdrängen – gingen die Iquitos-Indianer fast ganz nackt. Nur die Spanier und Mestizen, die ihre eingeborenen Mitbürger verachteten, kleideten sich mit einem einfachen Hemd und einer leichten baumwollenen, Hose und trugen einen Strohhut. Im übrigen führten sie alle in diesem Dorfe ein ziemlich elendes Dasein, pflegten wenig Verkehr miteinander und kamen bisweilen nur zu den Stunden zusammen, wo die Glocke der Mission sie in die baufällige Hütte rief, die als Kirche diente.

Aber wenn im Iquitosdorfe wie in fast allen Weilern am obern Amazonas, das Leben fast auf der Stufe der Urzustände blieb, so brauchte man doch nur eine Meile stromab zu gehen, und man traf an demselben Ufer eine reiche Niederlassung, wo alles zu einem komfortabeln Leben Erforderliche beisammen war.

Dies war die Farm Joam Garrals, nach der die beiden jungen Männer nach ihrem Zusammentreffen mit dem Buschhauptmann zurückkehrten.

An einem Knie des Flusses, dort wo der 500 Fuß breite Rio Nanay mündet, war schon vor Jahren diese Farm, diese Meierei oder, um den landesüblichen Ausdruck zu gebrauchen, diese » fazenda«, die jetzt in voller Blüte stand, gegründet worden. Im Norden begrenzte sie der Nanay mit dem rechten Ufer auf eine kleine Meile, und im Osten zog sie sich auf die gleiche Entfernung am Ufer des großen Flusses hin. Gegen Westen war sie durch mehrere kleine Wasserläufe, Zuflüsse des Nanay, und einige Lagunen von mäßiger Ausdehnung von der Savanne und den sogenannten Campinen begrenzt, die den Tieren zur Weide dienen.

Im Jahre 1826 – 26 Jahre vor der Zeit, zu der diese Geschichte beginnt – war Joam Garral von dem Besitzer der Farm aufgenommen worden.

Dieser Portugiese namens Magalhaes sprich magaljaengs. trieb keinen andern Handel als die Ausschachtung der Wälder, und seine vor kurzem gegründete Niederlassung nahm damals nur eine halbe Meile am linken Flußufer ein.

Hier lebte Magalhaes – gastfreundlich wie alle Portugiesen vom alten Stamm – mit seiner Tochter Yaquita, die seit dem Tode ihrer Mutter die Führung des Hausstandes übernommen hatte. Magalhaes war ein tüchtiger, ausdauernder Arbeiter, aber es fehlte ihm an Bildung. Wenn er sich auch darauf verstand, die paar Sklaven, die er besaß, und das Dutzend Indianer, die er für ihre Dienste ablohte, zu leiten, so zeigte er sich doch weniger fähig, seinen Handel nach außen hin geschickt zu führen. Infolge dieses Mangels an Kenntnis gedieh die Ansiedlung bei Iquitos nicht, und der portugiesische Handelsmann befand sich in etwas schwierigen Verhältnissen.

Unter diesen Umständen erschien eines Tages Joam Garral, der damals 22 Jahre alt

war, vor Magalhaes. Völlig erschöpft und aller Hilfsmittel bar, war er bis hierher gekommen. Magalhaes hatte ihn halb tot vor Hunger und Ermüdung im nahen Walde gefunden. Der Portugiese hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Er fragte den Unbekannten nicht, woher er käme, sondern sorgte nur für das, dessen er bedürftig war. Die trotz der Ermattung edeln und stolzen Züge Joam Garrals hatten ihm imponiert. Er hob ihn auf, brachte ihn auf die Beine und bot ihm zunächst für einige Tage Gastfreundschaft an. Er blieb sein ganzes Leben lang.

Unter diesen Umständen war Joam Garral in die Farm bei Iquitos gekommen.

Von Geburt Brasilier, stand Joam Garral allein da und ohne Vermögen. Kummer und Sorge, sagte er, hätten ihn gezwungen, seine Heimat zu verlassen und jeden Gedanken an eine Rückkehr aufzugeben. Er bat seinen Wirt, ihm die Darlegung seiner unglücklichen Vergangenheit zu erlassen – wenn ihm Unglück widerfahren sei, so habe

er es doch nicht verdient. Ein neues Leben, ein Leben der Arbeit suchte und wünschte er. Er war aufs Geratewohl gegangen, mit dem Gedanken, sich eine feste Stellung in einer Fazenda des Innern zu suchen. Er war gebildet und intelligent. Sein ganzes Wesen bekundete, daß er ein charakterfester Mann von klarem Verstand und rechtschaffner Gesinnung war. Magalhaes hatte ihn sofort lieb gewonnen und schlug ihm vor, er solle auf seiner Farm bleiben, da er ja die Eigenschaften mitbrachte, die dem würdigen Fazendero fehlten.

So am Garral nahm ohne Zaudern an. Er hatte zuerst die Absicht gehabt, in einem »seringal« einzutreten –

Kautschukmanufaktur, wo ein guter Arbeiter damals 5 bis 6 Piaster Annähernd 25 Mark – ein Lohn, der bisweilen sogar bis auf etwa 80 Mark steigt. täglich bekam und, wenn das Glück ihm hold war, selbst Eigentümer werden konnte. Magalhaes machte ihn mit Recht darauf aufmerksam, daß, wenn der Lohn auch hoch war, es doch nur zur Erntezeit in den Seringals Arbeit

gab, das heißt auf ein paar Monate. Eine feste dauernde Stellung, wie der junge Mann sie wünschen mußte, könnte sich nicht daraus ergeben.

Der Portugiese hatte recht. Joam Garral verstand ihn und trat ohne weiteres in den Dienst der Fazenda, entschlossen, ihr all seine Kräfte zu widmen.

Magalhaes hatte seine gute Tat nicht zu bereuen. Seine Verhältnisse kamen ins Geleise. Sein Holzhandel, der sich auf dem Amazonas bis Para erstreckte, gewann unter dem energischen Betrieb Joam Garrals bald bedeutende Ausdehnung. Die Fazenda vergrößerte sich bald und erstreckte sich am Flußufer bis zur Mündung des Nanay. Aus der Hütte machte man ein reizendes Haus, das ein Stockwerk hoch, von einer Veranda umgeben und halb verborgen war unter schönen Bäumen, Mimosen, Sykomoren, Bauhinien und Paulinien, deren Stämme unter einer Fülle von Granaten und Bromelien mit

scharlachroten Blüten und einem Gewirr von Schlingpflanzen verschwanden.

Weiter entfernt lagen hinter riesigen Gebüsch und unter großen Gruppen baumartiger Pflanzen die Gebäude, in denen das Personal der Fazenda wohnte, die Gesindehäuser, die Hütten der Neger und Indianer. Vom Flußufer aus, das von Rohr und Wasserpflanzen bewachsen war, sah man nur das Jagdhaus.

Ein weites, längs der Lagunen mühsam urbar gemachtes Gelände bot ausgezeichnete Weiden. Hier trieb sich Vieh in Menge herum. Dies war eine neue bedeutende Einnahmequelle in diesem reichen Lande, wo eine Herde sich in vier Jahren verdoppelt und, abgesehen von dem Erlös aus dem Fleisch und den Fellen der für den Unterhalt der Züchter geschlachteten Tiere, zehn Prozent Zinsen trägt. An Stelle abgeholzter Wälder wurden »sitios« oder Anpflanzungen von Manihot oder Kaffee vorgenommen. Felder von Zuckerrohr machten bald den Bau einer

Mühle nötig zum Zerstoßen der zuckerhaltigen Stengel, aus denen Melasse, Taffia und Rum hergestellt wurde. Kurz, zehn Jahre nach der Ankunft Joam Garrals war die Fazenda eine der reichsten Niederlassungen am oberen Amazonas. Dank der guten Leitung des jungen Geschäftsführers bei den innern Arbeiten und dem äußern Vertrieb gedieh sie von Tag zu Tag mehr.

Der Portugiese hatte nicht so lange gewartet, sich für das, was er Joam Garral schuldete, erkenntlich zu zeigen. Um ihm nach Verdienst zu lohnen, hatte er ihm zunächst einen Anteil am Gewinn seines Betriebes gegeben; vier Jahre nach seiner Ankunft hatte er ihn zum Sozius gemacht mit gleichem Recht und gleichen Anteilen.

Aber er dachte daran, es noch besser zu machen. Yaquita, seine Tochter, halte gleichfalls in dem jungen schweigsamen Mann, der sanft gegen andere und hart gegen sich selber war, hohe Eigenschaften des Herzens und des Geistes erkannt. Sie

liebte ihn, aber obwohl seinerseits Joam nicht blind geblieben war für die Vorzüge und die Schönheit dieses tüchtigen Mädchens, so schien er, ob aus Stolz, ob aus Zurückhaltung, doch nicht daran zu denken, sie zur Frau zu begehren.

Ein unglücklicher Vorfall beschleunigte die Entscheidung.

Eines Tages wurde Magalhaes beim Holzfällen, als er gerade einen Schlag führte, durch den Sturz eines Baumes tödlich verwundet. Ohne daß er sich noch bewegen konnte, wurde er nach der Farm getragen, und da er sich verloren fühlte, tröstete er Yaquita, die an seiner Seite weinte, ergriff ihre Hand und legte sie in die Joam Garrals, den er schwören ließ, daß er das Mädchen zur Frau nehmen wolle.

»Du hast mein Glück begründet,« sagte er, »und ich werde nicht ruhig sterben, ehe ich nicht weiß, daß durch diese Vereinigung die Zukunft meiner Tochter gesichert ist!«

»Ich kann ihr ergebener Diener, ihr Bruder, ihr Beschützer bleiben, ohne ihr Mann zu sein,« hatte Joam Garral zuerst geantwortet. »Ich danke Euch alles, Magalhaes, ich werde das nie vergessen, und der Lohn, den Ihr für meine Mühe zahlen wollt, ist mehr, als ich verdiene!«

Der Greis hatte auf seinem Willen bestanden. Der Tod ließ ihm keine Frist, er verlangte das Versprechen und erhielt es.

Yaquita war damals 22, Joam 26 Jahre alt. Beide liebten sich und heirateten sich wenige Stunden vor dem Tode Magalhaes, der noch die Kraft hatte, ihren Bund zu segnen.

Infolge dieser Umstände wurde im Jahre 1830 Joam Garral der neue Fazendero von Iquitos zur höchsten Freude des ganzen Personals der Farm.

Nach vollzogener Vereinigung konnte die Niederlassung nur immer mehr blühen und gedeihen.

Ein Jahr nach der Hochzeit schenkte Yaquita ihrem Manne einen Knaben, und zwei Jahre später eine Tochter. Benito und Minha, die Enkelkinder des alten Portugiesen, sollten ihres Großvaters und ihrer Eltern würdige Kinder werden.

Die Tochter wurde ein reizendes Mädchen. Sie kam nicht von der Fazenda weg. In diesem reinen und gesunden Milieu aufwachsend, inmitten der schönen Natur der Tropen, genügte für sie die Erziehung der Mutter, der Unterricht des Vaters. Was hätte sie in einem Kloster von Manaos oder Belem mehr erlernen können? Hätten sich bei ihr Herz und Geist zarter ausgebildet, wenn sie fern vom Vaterhause gewesen wäre? Wenn ihr auch nicht beschieden war, ihrer Mutter in der Verwaltung der Fazenda zu folgen, so war sie doch jeder Stellung, die die Zukunft ihr bringen konnte, gewachsen.

Mit Benito stand es anders. Sein Vater wollte ihm mit Recht eine so tüchtige und vollkommene Ausbildung zuteil werden

lassen, wie man sie damals schon in den Hauptstädten Brasiliens erhalten konnte. Der reiche Fazendero brauchte sich nichts zu versagen, und sein Sohn zeigte glückliche Veranlagung, einen offenen Kopf, eine rege Fassungsgabe, und ebenso treffliche Eigenschaften des Herzens. Im Alter von 12 Jahren wurde er nach Para Hauptstadt des brasilianischen Staates Para, offiziell Bolem genannt (auch Santa Maria de Bolem), am rechten User des Parastroms, bedeutender Hafen- und Handelsplatz (jetzt 70 000 Einwohner). geschickt, und dort erhielt er unter Anleitung ausgezeichneten Professoren eine Bildung, die ihn später zu einem bedeutenden Manne machen sollte. In den schönen und exakten Wissenschaften sowie in den Künsten blieb ihm nichts fremd. Er bildete sich, obgleich der Reichtum seines Vaters es ihm gestattet hätte, müßig zu sein. Er gehörte nicht zu denen, die sich einbilden, daß Reichtum der Arbeit enthebe, sondern er war einer jener gediegenen und rechten, tapfern Geister, die der Ueberzeugung sind, daß niemand, der

auf den Namen eines Menschen Anrecht haben will, sich dieser natürlichen Verpflichtung entziehen dürfe.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Belem oder Para, lernte Benito Manuel Valdez kennen. Dieser junge Mann, der Sohn eines Kaufmanns von Para, war in derselben Anstalt wie Benito. Die Uebereinstimmung in ihren Charakteren und Geschmäckern machte beide bald zu engen Freunden und sie wurden unzertrennliche Kameraden.

Manuel war 1832 geboren und ein Jahr älter als Benito. Er hatte nur noch die Mutter, die von dem bescheidenen Vermögen lebte, das ihr Mann ihr hinterlassen hatte. Als Manuel seine Anfangsstudien beendet hatte, widmete er sich dem Studium der Medizin. Für diesen edeln Beruf hegte er große Vorliebe, und er beabsichtigte, in den Heerdienst, zu dem er sich hingezogen fühlte, einzutreten.

Zur Zeit, wo wir ihn mit seinem Freunde Benito getroffen haben, war Manuel Valdez schon befördert worden und verlebte ein paar Monate Urlaub auf der Fazenda, wo er immer seine Ferien zubrachte. Dieser junge Mann von hübschem, feinem Gesicht und einem angeborenem Stolz, der ihm gut stand, war für Joam und Yaquita gewissermaßen ein zweiter Sohn. Aber wenn diese Eigenschaft als Sohn ihn zum Bruder Benitos machte, so war er mit diesem Verhältnis gegenüber Minha nicht einverstanden, und bald sollte ihn und das junge Mädchen ein engeres Band zusammen schließen, als Bruder und Schwester verbindet.

Im Jahre 1852 – von dem vier Monate bereits zu Beginn dieser Erzählung verflossen sind – war Joam Garral 48 Jahre alt. Unter einem verzehrenden Klima, das den Menschen sehr schnell aufreibt, hatte er durch seine Nüchternheit, Enthaltbarkeit und arbeitsame Lebensführung zu widerstehen vermocht, wo andere frühzeitig schon zusammenfallen. Sein Haar, das er

kurz trug, und sein Bart, den er voll trug, wurden schon grau und gaben ihm das Aussehen eines Puritaners. Die sprichwörtliche Ehrlichkeit der brasilianischen Kaufleute und Fazenderos war auf sein Gesicht geschrieben, dessen ins Auge springender Ausdruck Rechtschaffenheit war. Obwohl von ruhigem Temperament, verspürte man doch in ihm ein innerliches Feuer, das er zu beherrschen verstand. Die Festigkeit seines Blickes bekundete große Kraft, die ihn sicher nie im Stiche ließ, wenn es galt, mit seiner Person einzutreten.

Und doch konnte man bei diesem ruhigen Manne von kraftvoller Statur, dem alles im Leben geglückt zu sein schien, einen Unterton der Traurigkeit wahrnehmen, den selbst die Zärtlichkeit Yaquitas nicht zu überwinden vermochte.

Warum vermochte dieser Gerechte, dessen Verhältnisse derart waren, daß sein Glück gesichert war, dies nicht voll zu genießen? Warum schien er nur an dem Glück der

andern, nicht am eignen, Freude zu haben?
War diese Veranlagung einem geheimen
Schmerz beizumessen? Hierüber machte
seine Frau sich fortwährend Gedanken.

Yaquita war jetzt 44 Jahre alt. In diesem
Tropenlande, wo die Frauen schon mit 30
Jahren alt sind, hatte auch sie dem
zerstörenden Einfluß des Klimas zu
widerstehen vermocht. Ihre Züge, die ein
wenig hart geworden, aber noch immer
schön waren, hatten noch den stolzen
portugiesischen Typus, in welchem edler
Gesichtsschnitt und Seelenwürde sich so
natürlich einen.

Benito und Minha vergalten mit
grenzenloser Zuneigung die Liebe, die ihre
Eltern ihnen entgegenbrachten.

Benito, der jetzt 21 Jahre zählte, war ein
lebendiger, mutiger, impulsiver Charakter,
während sein Freund Manuel ernster und
bedächtiger war. Nachdem Benito ein
volles Jahr in Belem, so fern von der
Fazenda, zugebracht hatte, war es eine

große Freude für ihn, mit seinem jungen Freunde in das Vaterhaus zurückzukehren, seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester wiederzusehen und als der leidenschaftliche Jäger, der er war, in den stolzen Wäldern am obern Amazonas umherzustreifen, deren Geheimnisse der Mensch noch in langen Jahrhunderten nicht ganz ergründen wird.

Minha war jetzt 20 Jahre alt. Sie war ein reizendes junges Mädchen, eine Brünnette mit großen blauen Augen, aus denen ihre Seele blickte. Von mittlrem Wuchs und schön gebaut, erinnerte sie, eine lebende Grazie, an den edeln Typus der Yaquita. Ein wenig ernster als ihr Bruder, gutherzig, wohlthätig und leutselig, war sie bei allen beliebt. Hierüber konnte man die niedrigsten Diener der Fazenda getrost befragen. Den Freund ihres Bruders, Manuel Valdez, hätte man nämlich nicht danach fragen dürfen, »wie er sie fände«. Er war zu sehr interessiert und hätte keine unparteiische Antwort geben können.

Die Schilderung der Familie Garral wäre nicht vollständig, sondern ermangelte noch einiger Züge, wenn nicht von dem zahlreichen Personal der Fazenda gesprochen würde.

In erster Linie ist zu nennen eine 60 Jahre alte Negerin Cybele, die durch den Willen ihres Herrn frei war, aber in ihrer Zuneigung für ihn und die Seinen noch Sklavin geblieben war. Sie war Yaquitas Amme gewesen und gehörte zur Familie. Sie duzte Tochter und Mutter. Das ganze Leben dieses braven Geschöpfes war verflossen auf diesen Feldern, in diesen Wäldern, an diesem Flußufer – welche den Horizont der Farm begrenzten. Zu der Zeit, als der Handel mit Schwarzen noch blühte, war sie als Kind nach Iquitos gekommen, hatte das Dorf nie verlassen, hatte sich dort verheiratet, und als sie frühzeitig Witwe geworden war und auch ihren einzigen Sohn verloren hatte, war sie bei Magalhaes in Dienst geblieben. Vom Amazonasstrom kannte sie nur das Stück, das vor ihren Augen vorbeifloß.

Neben ihr, und besonders für den Dienst Minhas bestimmt, war eine hübsche, frohlaunige Mulattin, die gleichaltrig mit der Tochter des Hauses und ihr treu ergehen war. Sie hieß Lina. Sie war eine jener zarten, etwas verwöhnten Wesen, denen man große Vertraulichkeit erlaubt, die dafür aber ihre Herrinnen abgöttisch verehren. Lebhaft, regsam, zärtlich und schmeichlerisch wie sie war, war ihr im Hause alles erlaubt.

Was das männliche Dienstpersonal anbelangt, so zählte man zwei Klassen: die Indianer, etwa 100 an der Zahl, die gegen Lohn die Arbeiten der Fazenda zu verrichten hatten, und die Schwarzen, etwa doppelt so viel, die noch nicht frei waren, deren Kinder aber nicht mehr als Sklaven geboren wurden. In dieser Hinsicht war Joam Garral der brasilianischen Regierung vorausgeschritten.

In diesem Lande sind übrigens mehr als in jedem andern die von Benguela, dem Kongo, oder der Goldküste gekommenen

Neger immer mit Milde behandelt worden,
und nicht in der Fazenda von Iquitos hat
man die traurigen Beispiele von
Grausamkeit zu suchen, die auf
ausländischen Pflanzungen so an der
Tagesordnung waren.

Viertes Kapitel. Unschlüssig

Manuel liebte die Schwester seines Freundes Benito, und das junge Mädchen erwiderte diese Liebe. Beide hatten sich schätzen gelernt und waren einander wirklich würdig.

Als er sich über die Empfindungen, die er gegen Minha hegte, völlig klar war, hatte Manuel sich zunächst Benito offenbart.

»Freund Manuel,« hatte sogleich der enthusiastische junge Mann geantwortet, »das ist recht, daß du meine Schwester heiraten willst! Laß mich machen! Ich werde zunächst mit unserer Mutter reden, und ich glaube dir versprechen zu können, daß sie ohne weiteres ihre Zustimmung geben wird.«

Eine halbe Stunde später war es getan. Benito hatte seiner Mutter nichts Neues mitteilen können: die gute Yaquita hatte

schon längst in den Herzen der jungen Leute gelesen.

Zehn Minuten später war Benito vor Minha getreten. Hier brauchte er, wie zugegeben werden muß, keine große Beredsamkeit aufzuwenden. Bei den ersten Worten hatte das liebliche Kind den Kopf gegen ihres Bruders Schulter gelegt, und das Geständnis: »Wie glücklich bin ich!« kam ihr von Herzen.

Die Antwort kam fast der Frage zuvor, und die Antwort sagte alles. Benito fragte nicht mehr.

Die Zustimmung Joam Garrals konnte nicht Gegenstand des Zweifels sein. Aber wenn Yaquita und ihre Kinder nicht sogleich mit ihm über diesen Heiratsgedanken sprachen, so geschah das, weil sie mit diesem Anlaß gleichzeitig eine Frage anregen wollten, die wohl schwieriger zu entscheiden war: nämlich die Frage, wo die Heirat stattfinden sollte.

In der Tat, wo sollte sie vollzogen werden?
In der bescheidenen Hütte des Dorfes, die
als Kirche diente? Warum schließlich nicht?
Hatten doch dort Joam und Yaquita den
Ehesegen vom Padre Passanha empfangen,
der damals Seelsorger des Kirchensprengels
von Iquitos war. Zu jener Zeit wie noch
heute fällt in Brasilien die zivile Trauung
mit der kirchlichen zusammen, und die
Listen einer Mission bestätigen die
Rechtsgiltigkeit einer Ehe, die vor keinem
Beamten des Zivilstaates vollzogen worden
ist.

Wahrscheinlich war es Joam Garrals
Wunsch, daß die Hochzeit im Dorfe Iquitos
in großer Feier stattfinden sollte, im Beisein
des ganzen Personals der Fazenda; aber
wenn er auch diesen Gedanken hegen
mochte, so sollte er hier doch auf
energischen Widerstand stoßen.

»Manuel,« hatte das junge Mädchen zu
ihrem Bräutigam gesagt, »wenn ich gefragt
werden sollte, dann soll es nicht hier
geschehen, dann werden wir in Para getraut

werden. Madame Valdez ist leidend, sie kann nicht bis Iquitos reisen, und ich möchte nicht ihre Tochter werden, ohne daß wir uns vorher kennen lernen. Ueber all das denkt meine Mutter ebenso. Wir möchten daher meinen Vater bestimmen, uns nach Belem zu bringen zu ihr, deren Haus bald auch das meine sein soll. Stehst du uns darin bei?«

Auf diesen Vorschlag hatte Manuel mit einem Händedruck geantwortet. Auch er wünschte innig, daß seine Mutter bei seiner Trauung zugegen sei. Benito hatte diesen Plan rückhaltlos gebilligt, und es handelte sich nun bloß darum, Joam Garral dafür zu gewinnen.

Und wenn an diesem Tage die beiden jungen Männer im Walde auf die Jagd gegangen waren, so war es geschehen, um Yaquita mit ihrem Manne allein zu lassen.

Beide waren an diesem Nachmittag in der großen Halle des Hauses allein.

Joam Garral, der eben heimgekommen war, lag halb auf einem Diwan aus geflochtenem Bambus ausgestreckt, als Yaquita, ein wenig erregt, sich neben ihn setzte.

Nicht das beunruhigte sie, daß sie mit Joam darüber zu sprechen hatte, wie lieb Manuel ihre Tochter habe. Das Glück Minhas konnte durch diese Heirat nur gesichert werden, und Joam würde glücklich sein, diesem neuen Sohn die Arme zu öffnen, dessen Tüchtigkeit er kannte und schätzte. Aber Yaquita fühlte wohl, daß es eine schwere Aufgabe war, ihren Mann dahin zu bringen, daß er in eine Reise willigte.

Seit Joam Garral noch in ziemlich jungem Alter in dieses Land gekommen war, hatte er es in der Tat nie wieder, auch nicht auf einen einzelnen Tag, verlassen. Obwohl der Amazonas, dessen Wasser sanft gen Osten strömte, förmlich dazu aufforderte, seinem Laufe zu folgen, obwohl Joam jedes Jahr Holzflöße nach Manaos, nach Belem und der Küste von Para schickte, obwohl er alle die Jahre Benito hatte abreisen sehen, wenn

er nach den Ferien zum Studium zurückkehrte, nie schien ihm der Gedanke gekommen zu sein, ihn zu begleiten.

Die Produkte der Farm, die der Wälder wie die der Felder, lieferte der Fazendero an Ort und Stelle ab.

Es schien, als wollte er über den Horizont, der dieses Eden umschloß, weder mit den Gedanken, noch mit den Blicken hinaus.

Wenn Joam Garral noch nie die brasilianische Grenze überschritten hatte, so hatten auch seine Frau und seine Tochter bisher noch nicht den Fuß auf brasilianisches Land gesetzt. Und doch hegten sie Verlangen, ein wenig das schöne Land kennen zu lernen, von dem Benito so viel erzählte! Zwei bis dreimal hatte Yaquita ihrem Manne diesen Wunsch nahe gelegt. Aber sie hatte gesehen, daß der Gedanke, die Fazenda zu verlassen, sei es auch nur auf ein paar Wochen, einen deutlichen Ausdruck der Trauer in seinem Antlitz hervorrief.

»Warum sollten wir unser Haus verlassen?
Sind wir nicht glücklich hier?« antwortete
er im Tone sanften Vorwurfs, während seine
Augen sich umflorten.

Und gegenüber diesem Manne, dessen
wahrhafte Güte und unwandelbare
Zärtlichkeit sie so glücklich machten,
vermochte Yaquita nicht auf ihrem
Wunsche zu beharren.

Diesmal aber war ein ernsthafter Grund
geltend zu machen. Die Trauung Minhas
war ein ganz natürlicher Anlaß, das junge
Mädchen nach Belem zu bringen, wo sie
mit ihrem Manne wohnen sollte.

Dort sollte sie die Mutter Manuel Valdez
kennen und lieben lernen. Wie könnte Joam
Garra! einem so gerechtfertigten Wunsche
widerstehen? Wie hätte er auch ihr
Verlangen, die Frau kennen zu lernen, die
ihrer Tochter eine zweite Mutter sein sollte,
nicht begreifen sollen? Ja mußte er es nicht
teilen?

Yaquita hatte die Hand ihres Gatten ergriffen, und mit jener zärtlichen Stimme, die für diesen Mann der harten Arbeit die ganze Musik seines Lebens gewesen war, sagte sie:

»Joam, ich möchte mit dir über einen Plan sprechen, dessen Verwirklichung wir innig wünschen und der dich ebenso glücklich machen wird, wie deine Kinder und ich es sind.«

»Worum handelt es sich, Yaquita?« fragte Joam.

»Manuel liebt unsre Tochter, sie liebt ihn wieder, und in dieser Vereinigung werden sie ihr Glück finden ...«

Bei den ersten Worten seiner Frau erhob sich Joam Garral – er konnte diese jähe Bewegung nicht unterdrücken. Dann senkte er die Augen, wie, als wollte er dem Blick seiner Frau ausweichen.

»Was hast du, Joam?« fragte sie.

»Minha? – sich heiraten?« murmelte er.

»Mein lieber Mann,« antwortete Yaquita bedrängten Herzens, »hast du gegen diese Heirat etwas einzuwenden? Hast du nicht schon längst bemerkt, was Manuel für unser Kind fühlt?«

»Ja – und seit einem Jahre –«

Ohne auszureden, hatte Joam sich wieder hingesetzt. Er hatte mit starkem Willen die Herrschaft wieder über sich gewonnen. Die unerklärliche Befangenheit war gewichen. Allmählich hatten seine Augen sich wieder auf die seiner Frau gerichtet, und eine Weile sah er sie nachdenklich an.

Yaquita ergriff wieder seine Hand.

»Mein Joam,« sagte sie, »sollte ich mich getäuscht haben? Hattest du nicht schon daran gedacht, daß diese Hochzeit einmal stattfinden würde und daß damit das Glück unserer Tochter gesichert würde?«

»Jawohl,« antwortete Joam – »völlig gesichert! – ganz gewiß! – Aber, Yaquita, diese Hochzeit – diese Hochzeit, über die wir alle uns einig sind – wann soll sie stattfinden? ... In nächster Zeit?«

»Die Zeit hast du zu bestimmen; Joam.«

»Und sie soll hier stattfinden – in Iquitos?«

Diese Frage führte Yaquita auf den zweiten Punkt, den sie besprechen wollte. Sie kam indessen nicht ohne Zaudern, wie wohl zu begreifen war, darauf zu reden.

»Joam,« sagte sie nach kurzem Schweigen, »höre mich an! Ich habe dir betreffs dieser Hochzeitsfeier einen Vorschlag zu machen, den du, wie ich hoffe, billigen wirst.

Mehrmals schon während 20 Jahren habe ich dir vorgeschlagen, meine Tochter und mich einmal in die Provinzen des untern Amazonas und des Parastroms zu bringen, die wir noch nie besucht haben. Die Sorgen der Wirtschaft, die Arbeiten, die deine Anwesenheit erheischen, haben es dir nicht

erlaubt, unsern Wunsch zu erfüllen. Es hätte damals deinen Geschäften schaden können, wenn du, ob auch nur auf einige Tage, verreist wärest. Aber jetzt hat sich unser Anwesen über unsre kühnsten Träume hinaus entwickelt, und wenn auch die Stunde der gänzlichen Ruhe noch nicht für dich gekommen ist, so kannst du dich doch jetzt ein paar Wochen wenigstens von der Arbeit frei machen.«

Joam Garral antwortete nicht, aber Yaquita fühlte seine Hand in ihrer zittern, wie unter einem jähen Schmerz. Plötzlich glitt ein leises Lächeln über die Lippen ihres Mannes; es war wie eine stumme Aufforderung an seine Frau, zu beenden, was sie zu sagen hätte!

»Joam,« antwortete sie, »hier ist eine Gelegenheit, wie sie sich in unserm ganzen Leben nicht wieder bieten wird. Minha verheiratet sich nach einer fernen Stadt und wird uns verlassen. Das ist der erste Schmerz, den unsere Tochter uns bereiten wird, und das Herz preßt sich mir

zusammen, wenn ich an diese so nahe Trennung denke. Nun wohl, ich will zufrieden sein, wenn ich sie nur bis Belem begleiten kann. Scheint es dir übrigens nicht angebracht, daß wir die Mutter ihres Mannes kennen lernen, die Frau, die meine Stelle bei ihr ersetzen soll, der wir sie anvertrauen wollen? Ich füge hinzu, daß Minha der Madame Valdez nicht den Kummer bereiten möchte, fern von ihr zu heiraten. Wenn zur Zeit unserer Hochzeit deine Mutter noch am Leben gewesen wäre, mein Joam, wäre es dir dann nicht auch lieber gewesen, unter ihren Augen getraut zu werden?«

Bei diesen Worten Yaquitas vermachte Joam Garral abermals eine Bewegung nicht zu unterdrücken.

»Mein lieber Mann,« fuhr Yaquita fort,
»mit Minha, mit unsern beiden Söhnen Benito und Manuel, mit dir, ach! was für eine Freude wäre es für mich, unser Brasilien zu sehen, diesen schönen Fluß hinunter zu fahren bis zu den letzten

Provinzen des Gestades, das er durchströmt! Mir scheint, dort unten würde dann die Trennung weniger schmerzlich sein. Nach der Rückkehr könnte ich im Geiste meine Tochter in dem Hause sehen, wo ihre zweite Mutter ihrer harrt. Es wird mir das alles nicht völlig unbekannt sein. Ich werde wissen, wie ihr Leben sich gestaltet!«

Diesmal hatte Joam den Blick auf seine Frau gerichtet und sah sie lange an, ohne jedoch etwas zu antworten.

Was ging in ihm vor? Warum dieses Zaudern, einen an sich so gerechten Wunsch zu erfüllen, ein »Ja« zu sprechen, das allen Seinen so große Freude machen sollte? Die Sorge um seine Geschäfte konnte kein triftiger Grund sein. Ein paar Wochen der Abwesenheit beeinträchtigten sie in keiner Weise. Sein Verwalter konnte ihn ohne Schaden auf der Fazenda vertreten. Und dennoch zögerte er.

Yaquita hatte die Hand ihres Mannes in ihre beiden genommen und drückte sie zärtlicher.

»Mein Joam,« sagte sie, »es ist ja keine Laune, der ich dich nachzugeben bitte. Nein! Ich habe lange über den Vorschlag nachgedacht, den ich dir gemacht habe, und wenn du zustimmst, so erfüllst du damit den innigsten Wunsch meines Lebens. Unsre Kinder wissen, daß ich jetzt mit dir darüber rede. Minha, Benito und Manuel bitten dich um das Glück, daß wir sie begleiten. Außerdem möchten wir lieber die Trauung in Belem als in Iquitos feiern. Das wird für unsere Tochter vorteilhaft sein in Rücksicht auf ihre Einführung und die Stellung, die sie in Belem einnehmen wird. Wenn man sie mit den Ihrigen ankommen sieht, wird sie weniger fremd sein in dieser Stadt, wo sie doch den größten Teil ihres Lebens zubringen wird.«

Joam Garral hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt. Einen Augenblick verbarg er das Gesicht in den Händen, als müsse er sich

sammeln, ehe er antworten könne. Augenscheinlich herrschte eine Unschlüssigkeit in ihm, gegen die er ankämpfen wollte, ja eine Besorgnis, die seine Frau sehr wohl empfand, aber die sie sich nicht erklären konnte. Unter dieser nachdenklichen Stirn vollzog sich ein geheimer Kampf. Yaquita wurde unruhig und machte sich's fast zum Vorwurf, diese Frage berührt zu haben. In jedem Falle würde sie sich in das schicken, was Joam beschließen würde. Wenn die Abreise ihm zu schwer würde, wollte sie ihrem Wunsche entsagen. Sie wollte nie wieder davon sprechen, die Fazenda zu verlassen; und nie wollte sie nach der Ursache zu dieser unerklärlichen Weigerung fragen.

Einige Minuten vergingen. Joam Garral hatte sich erhoben. Er war, ohne sich umzudrehen, bis zur Tür gegangen. Dort schien er einen letzten Blick auf diese schöne Natur, diesen Erdenwinkel zu werfen, wo er zwanzig Jahre lang sein ganzes Lebensglück einzuschließen verstanden hatte.

Dann kam er langsamen Schrittes zu seiner Frau zurück. Sein Gesicht hatte jetzt einen andern Ausdruck, den eines Mannes, der zu einem letzten Entschluß gelangt und dessen Unschlüssigkeit vorüber ist.

»Du hast recht,« sagte er mit fester Stimme zu Yaquita. »Diese Reise ist nötig. Wann wünschst du, daß wir aufbrechen?«

»O Joam! Joam!« rief Yaquita, außer sich vor Freude. »Dank für mich! Dank für die Kinder!«

Tränen der Zärtlichkeit traten ihr in die Augen, während ihr Mann sie ans Herz drückte.

In diesem Augenblick ließen sich draußen an der Tür des Hauses freudige Stimmen vernehmen.

Gleich darauf erschienen Manuel und Benito auf der Schwelle und fast zur gleichen Zeit Minha, die aus ihrer Kammer kam.

»Der Vater ist einverstanden, Kinder!« rief Yaquita. »Wir reisen alle nach Belem!«

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm Joam Garral mit ernstem Gesicht die Liebkosungen seines Sohnes und die Küsse seiner Tochter hin.

»Und an welchem Tage, mein Vater,« fragte Benito, »soll die Hochzeit gefeiert werden?«

»Den Tag?« fragte Joam. »Den Tag? ... Wir werden sehen ... das werden wir in Belem bestimmen.«

»Wie glücklich bin ich! wie glücklich bin ich!« rief Minha wieder, wie an dem Tage, wo sie Manuels Liebe erfahren hatte. »Wir werden also den Amazonasstrom in aller seiner Pracht sehen, auf seinem ganzen Laufe durch die brasilianischen Provinzen! Ach, Vater, habe Dank!«

Und die junge Schwärmerin, mit der die Phantasie schon förmlich durchging,

wandte sich an Manuel und an ihren Bruder:

»Auf zur Bibliothek!« rief sie. »Wir wollen alle Bücher und alle Karten vornehmen, die uns über dieses großartige Wasserbecken unterrichten können! Wir dürfen nicht blindlings drauf los reisen! Ich will alles sehen und alles wissen von diesem König der Ströme auf Erden!«

Fünftes Kapitel. Der Amazonenstrom

»Der größte Fluß der ganzen Welt!« sagte am Nachmittag Benito zu Manuel Valdez. Die Behauptung Benitos, die damals richtig war, wo noch keine neuen Entdeckungen gemacht worden waren, kann heute nicht mehr für zutreffend gelten. Nach den neuesten Forschungen scheinen der Missouri-Mississippi und der Nil dem Amazonenstrom an Länge des Wasserlaufes noch überlegen zu sein. A. d. V.

Und in diesem Moment saßen beide an der südlichen Grenze der Fazenda und sahen zu, wie das Wasser langsam vorbeiströmte, das, in der riesigen Kette der Anden entsprungen, sich 800 Meilen von hier im Atlantischen Ozean verlor.

»Und dies ist der Fluß, der dem Meer die beträchtlichste Wassermenge zuführt!« antwortete Manuel.

»So beträchtlich,« ergänzte Benito, »daß sie auf eine große Strecke von der Mündung das Meerwasser zurückdrängt und 80 Meilen von der Küste noch Schiffe vom Kurse abbringt.« Dem ist in der Tat so: Der Amazonasstrom ist der drittlängste Strom der Erde. Er hat eine Stromlänge von über 5000 km, der Missouri-Mississippi eine solche von 6530 km, der Nil von 5940 km. Benitos Ausspruch gilt aber noch heute, wenn man die Breite des Amazonasstroms (etwa 80 km größte Breite) und das Stromgebiet (6 500 000 qkm, gegen 2 248 000 des Mississippi, 2 803 000 des Nils) betrachtet. Um einen uns naheliegenden Maßstab zu geben, ist der Rhein 1162 km lang, bei einer höchsten Breite von 992 m und einem Stromgebiet von 224 400 qkm. A. d. Ü.

»Ein Fluß, dessen Lauf sich auf 30 Breitengraden erstreckt.«

»Und in einem Becken, das von Norden bis Süden 25 Grade einnimmt.«

»Ein Becken!« rief Benito. »Ist es denn ein Becken, diese ungeheure Ebene, durch die der Amazonas strömt, diese Savanna, die sich unabsehbar erstreckt, ohne daß ein Hügel eine Steigung hervorriefe oder ein Berg den Horizont begrenzte?«

»Und in seiner ganzen Ausdehnung,« ergänzte Manuel, »wie die tausend Fühlfäden eines riesenhaften Kopffüßers, 200 Zuflüsse von Norden oder Süden, die selber wieder von zahllosen Nebenflüssen gespeist werden und gegen die die großen Ströme Europas nur kleine Gewässer sind.«

»Und ein Lauf, in welchem 560 Inseln, ohne die kleinen Inselchen, die fest liegen oder treiben, eine Art Archipel bilden, die allein schon den Rauminhalt eines Königreichs ausmachen.«

»Und an seinen Seiten, Kanäle, Lagunen und Seen, wie man sie in der ganzen Schweiz, in der Lombardei, in Schottland und in Kanada nicht antrifft.«

»Ein Fluß, der, durch seine Zuflüsse riesig angeschwollen, in den Atlantischen Ozean nicht weniger als in der Stunde 250 Millionen Kubikmeter Wasser wälzt.«

»Ein Fluß, dessen Lauf zwei Republiken als Grenze dient und majestätisch das größte Kaiserreich Brasilien ist jetzt auch Republik. A. d. Ü. Südamerikas durchschneidet, als wäre es der Stille Ozean selber, der sich durch seinen Kanal in den Atlantischen Ozean ergösse.«

»Und welch eine Mündung! Ein Meeresarm, in welchem eine Insel, Marajo, sprich Maraschoh - 19 270 qkm, das ist fast so groß wie Sie. Provinz Westpreußen. A. d. Ü. einen Umfang von über 500 Meilen hat!«

»Und dessen Wasser der Ozean nicht anders zurückzudrängen vermag, als indem er in phänomenalem Kampfe eine Flutwelle auftürmt, eine »Pororoca«, Eine berühmte Naturerscheinung, die die Einfahrt in den Amazonas sehr gefährlich macht. Sie

verläuft wie eine Mauer stromaufwärts und entsteht durch plötzliche Abnahme der Wassertiefe im Flußbett. A. d. Ü. gegen die die Stauströmungen, Stromschnellen und Wellenfluten anderer Flüsse nichts sind als kleine Weißkopfe im Winde.«

»Ein Fluß, für den kaum drei Namen genügen, und der von der Mündung aus 5000 Kilometer weit von Schiffen hohen Tonnengehalts ohne jede Gefahr für die Ladung befahren werden kann!«

»Ein Strom, der sich selbst und durch seine Nebenflüsse und deren Nebenflüsse eine Handels- und Wasserstraße durch den ganzen Norden Südamerikas eröffnet, vom Magdalenenstrom zum Ortequaza, vom Ortequaza zum Caqueta, vom Caqueta zum Putumayo, vom Putumayo zum Amazonas! 40 000 Meilen Weges zu Wasser, und es wären nur ein paar Kanäle nötig, um das Netz vollständig zu machen!«

»Schließlich das erstaunlichste und größte hydrographische System der Welt!«

Die beiden jungen Männer sprachen mit Ungestüm von dem unvergleichlichen Strome! Sie waren Kinder dieses Rio, des Amazonas, dessen Nebenflüsse – alle seiner würdig – Wege bilden, die durch Bolivia, Peru, Ecuador, Neu-Granada, Venezuela und die vier Guyanas – das britische, französische, holländische und brasilianische – führen.

Wie viel Völker, wie viel Rassen, deren Ursprung sich in der Ferne der Zeiten verliert! So verhält es sich auch mit den großen Flüssen des Erdballs. Ihre wahre Quelle ist immer noch nicht festgestellt. Viele Staaten beanspruchen die Ehre, die Wiege des Stromes zu sein. Dieses Gesetz gilt auch für den Amazonasstrom. Peru, Ecuador und Columbien haben sich lange um diese glorreiche Vaterschaft gestritten.

Heute scheint es außer Zweifel, daß der Amazonasstrom in Peru entspringt im Departaments Huaraco der Provinz Tarma und zwar im Lauricocha-See, der fast

zwischen dem elften und zwölften
südlichen Breitengrade liegt.

Für die, welche seine Quelle nach Bolivia
in die Titicaca-Berge verlegen, erwüchse
die Aufgabe, nachzuweisen, daß der
eigentliche Amazonasstrom der Ucayali ist,
der aus der Vereinigung des Paro und des
Apurimac entsteht. Diese Ansicht muß
jedoch neuerdings zurückgewiesen werden.

Nach dem Ausfluß aus dem Lauricocha-See
läuft der Quellfluß 560 Meilen weit nach
Nordosten und wendet sich ganz nach
Osten erst, nachdem er einen bedeutenden
Zufluß aufgenommen hat, den Rio Paute.
Auf kolumbischem und peruanischem
Boden bis zur brasilianischen Grenze heißt
er Marannon oder eigentlich Maranhao,
denn Marannon ist nur die französische
Form des portugiesischen Namens. Von der
brasilianischen Grenze bis Manaos heißt er
Solimoes nach dem gleichnamigen
Indianerstamm, von dem man in den
Landstrichen am Ufer noch Ueberreste
findet. Und endlich von Manaos bis zum

Meer heißt er Rio des Amazonas oder Amazonenstrom – ein Name, den er den Spaniern verdankt, den Abkömmlingen des abenteuerlichen Orellana, dessen wenig glaubwürdige, aber enthusiastische Berichte den Gedanken äußerten, daß am Rio Nhamunda, einem der geringen Nebenflüsse des Stromes, ein Stamm kriegerischer Frauen existiere.

Schon unweit dem Ursprung kann man erkennen, daß der Amazonenstrom ein großartiger Wasserlauf werden wird. Keine Schranken oder Hemmnisse irgendwelcher Art stellen sich ihm von der Quelle bis zu dem Punkte entgegen, wo sein etwas eingezwängtes Bett sich zwischen zwei malerischen Felsketten von ungleicher Höhe hinzieht. Katarakte weist sein Lauf erst dort auf, wo er schräg nach Osten biegt, die Andenkette querend. Hier entstehen nämlich einige Wasserfälle, ohne die er sicher von der Mündung bis zur Quelle schiffbar wäre. Wie dem auch sei, er ist, wie Humboldt untersucht hat, auf fünf

Sechsteln seines Laufes für die Schifffahrt frei.

Und von Anbeginn an fehlt es ihm nicht an Zuflüssen, die wiederum durch eine große Zahl Nebenarme gespeist werden. Links von Nordosten kommt der Chinchipe, rechts von Südosten der Cachapuyas. Dann von links der Marona und der Pastuca und von rechts der Guallaga, der nahe bei der Mission de Laguna mündet. Links kommen noch der Chambyra und der Tigre, der von Nordosten kommt, rechts der Huallaga, der 2800 Meilen vom Atlantischen Ozean entfernt mündet und den die Fahrzeuge auf eine Länge von über 200 Meilen befahren können, so daß sie bis ins Herz von Peru zu dringen vermögen. Rechts endlich strömt nahe den Missionen von San Joachimo d'Omaguas, der prächtige Ucayali herzu, nachdem er seine Wassermengen majestätisch durch die Pampas von Sacramento geführt hat. Er mündet dort, wo das obere Becken des Amazonenstromes endet – eine gewaltige Wasserader, die von zahlreichen Nebenflüssen aus dem

Chuchuitosee im Nordosten von Arica gespeist wird.

Dies sind die Hauptnebenflüsse oberhalb der Stadt Iquitos. Stromabwärts dieser Stadt werden diese Nebenflüsse so beträchtlich, daß die Betten europäischer Flüsse zu eng wären, sie zu fassen. Aber die Mündungen dieser Nebenflüsse sollten Joam Garral und die Seinen auf ihrer Fahrt selber sehen.

Zu den Schönheiten dieses unvergleichlichen Flusses, der das schönste Land des Erdballs speist und sich fast unausgesetzt um wenige Grade auf der Linie des Aequators hält, muß billig noch eine Eigenschaft hinzugezählt werden, die weder der Nil, noch der Mississippi, noch der Livingstonestrom, der ehemalige Kongo-Zaire-Lualaba besitzen – nämlich der Umstand, daß der Amazonenstrom, was auch sichtlich falsch unterrichtete Reisende gesagt haben mögen, durch einen völlig gesunden Teil von Südamerika fließt. Sein Becken ist beständig von den Westwinden bestrichen. Es ist kein zwischen hohen

Bergen liegendes Tal, in den er dahinströmt, sondern eine weite Ebene, die 350 Meilen von Norden nach Süden mißt und die, kaum von ein paar Hügeln bestanden, die atmosphärischen Luftströmungen frei durchziehen können.

Professor Agassiz Louis Agassiz (1807–1873), schweizerischer Naturforscher, machte mehrere Reisen durch Nordamerika, Brasilien, nach Kalifornien und Kap Horn und war einer der hervorragendsten Tiefseekenner. widerspricht mit Recht der Behauptung, daß das Klima eines Landes, welches ohne Zweifel dazu bestimmt ist, das betriebsamste Zentrum des Handels zu werden, ungesund sei. Wie er sagt, ist stets ein leichter sanfter Wind zu spüren und verursacht eine Ausdunstung, infolge deren die Temperatur fällt und der Boden sich nicht in allzu hohem Grade erwärmen kann. Das beständige Vorhandensein dieses erfrischenden Luftzugs macht das Klima des Amazonenstroms sehr angenehm, ja zum köstlichsten der Welt.

Auch der Abt Durand, ehemals Missionar in Brasilien, hat feststellen können, daß die Temperatur zwar nicht unter 25 Grad Celsius fällt, daß sie aber auch fast nie über 33 Grad steigt – was für das ganze Jahr eine mittlere Temperatur von 28 bis 29 Grad ergibt bei einem Unterschied von nur acht Grad.

Diesen Feststellungen zufolge kann man behaupten, daß das Becken des Amazonenstroms die sengende Hitze nicht hat, die die Landstriche Asiens und Afrikas unter den gleichen Längengraden verzehrt.

Dasselbe führt Alexander von Humboldt aus:

»Am 22. April. Wir brachen anderthalb Stunden vor Sonnenaufgang auf. Der Morgen war feucht, aber herrlich; kein Lüftchen ließ sich spüren, denn südlich von Atures und Maphures herrscht beständig Windstille. Am Rio Negro an Cassiquare, am Fuße des Cerro Duida in der Mission Santa Barbara hörten wir niemals das

Rauschen des Laubs, das in heißen Ländern einen ganz eigentümlichen Reiz hat. Die Krümmungen des Stroms, die schützenden Berge, die undurchdringlichen Wälder und der Regen, der einen bis zwei Grade nördlich vom Aequator fast gar nicht aussetzt, mögen diese Erscheinung veranlassen, die den Missionen am Orinoco eigentümlich ist.

In dem unter südlicher Breite, aber ebenso weit vom Aequator gelegenen Tale des Amazonenstroms erhebt sich alle Tage, zwei Stunden nach der Kulmination der Sonne, ein sehr starker Wind. Derselbe weht immer gegen die Strömung und wird nur im Flußbett selbst gespürt. Unterhalb San Borja ist es ein Ostwind; in Tomependa fand ich ihn zwischen Nord und Nord Nord-Ost. Es ist immer die Brise, der von der Umdrehung der Erde herrührende Wind, der aber durch kleine örtliche Verhältnisse bald diese, bald jene Richtung bekommt. Mit diesem beständigen Wind segelt man von Gran Para bis Tefe, 750 Meilen weit, den Amazonenstrom hinauf.

In der Provinz Jaen de Bracamoros, am Fuße des Westabhangs der Cordilleren, tritt dieser vom Atlantischen Meere herkommende Wind zuweilen als ein eigentlicher Sturm auf. Wenn man auf das Flußufer zugeht, kann man sich kaum auf den Beinen halten; so auffallend anders sind die Verhältnisse am obern Orinoco und am obern Amazonenstrom.

Sehr wahrscheinlich ist es diesem beständig wehenden Winde zuzuschreiben, daß der Amazonenstrom so viel gesünder ist. In der stockenden Luft am obern Orinoco sind die chemischen Affinitäten eingreifender, und es entwickeln sich mehr schädliche Miasmen. Die bewaldeten Ufer des Amazonenstroms wären ebenso ungesund, wenn nicht der Fluß, gleich dem Niger, seiner ungeheuren Länge nach von West nach Ost, also in der Richtung der Passatwinde, gerade fortliefe. Das Tal des Amazonenstroms ist nur an seinem westlichen Ende, wo es der Cordillere der Anden nahe rückt, geschlossen. Gegen Ost, wo der Seewind auf den neuen Kontinent

trifft, erhebt sich das Gestade kaum ein paar Fuß über den Spiegel des atlantischen Meeres.«

Die riesige Ebene, die sein Stromtal bildet, ist völlig den Winden offen, die ihm der Atlantische Ozean zusendet.

Die Provinzen, die nach dem Fluß heißen, haben das unbestreitbare Recht, sich die gesunden Provinzen eines Landes zu nennen, das an sich schon eines der schönsten der Erde ist.

Und man möge nicht glauben, daß das hydrographische System des Amazonenstromes nicht bekannt sei.

Schon im 16. Jahrhundert fuhr Urellana, der Leutnant eines der Brüder Pizarro, den Rio Negro hinab, steuerte 1540 in den großen Fluß, wagte sich ohne Führer durch diese Gebiete, und nach einer Fahrt von 18 Monaten, über die er einen wunderbaren Bericht geschrieben hat, erreichte er die Mündung.

Im Jahre 1636 und 1637 fuhr der Portugiese Pedro Texeira mit einer Flottille von 47 Pirogen den Amazonasstrom bis zum Napo hinauf.

Im Jahre 1743 hatte La Condamine den Meridianbogen am Aequator gemessen, trennte sich von seinen Gefährten Bouguer und Godin des Ordonnais, ging auf den Chinchipe zu Schiff, fuhr ihn bis zu seinem Einfluß in den Marannon hinab und erreichte die Mündung des Napo am 31. Juli. Gerade zu dieser Zeit konnte er einen Austritt des ersten Satelliten des Jupiter beobachten – wodurch es diesem »Humboldt des 18. Jahrhunderts« möglich wurde, genau die Längen- und Breitengrade dieses Punktes festzustellen. Dann besuchte er die Städte an beiden Ufern und langte am 6. September vor dem Fort von Para an. Diese große Reise war von bedeutendem Erfolg: nicht nur war der Lauf des Amazonasstroms in wissenschaftlicher Weise festgestellt worden, sondern es erschien hiernach auch außer Zweifel, daß er mit dem Orinoco direkt verbunden.

Humboldt und Bonpland vervollständigten 55 Jahre später die kostbaren Arbeiten La Condamines, indem sie die Karte des Marañon bis zum Rio Napo fertig stellten.

Und seit dieser Zeit ist der Amazonas selber wie auch seine Hauptzuflüsse beständig erforscht worden.

Im Jahre 1827 Lister Mow, 1834 und 1835 der Engländer Smith, 1844 der französische Leutnant und Kommandant der »Boulonnaise«, 1840 der Brasilianer Valdez, 1848 bis 1860 der Franzose Paul Marcoy, 1859 der allzu phantastische Maler Biard, von 1865 bis 1866 Professor Agassiz, 1867 der brasilianische Ingenieur Franz Keller-Linzenger und endlich 1879 Doktor Crevaux – sie alle haben den Flußlauf erforscht, sind verschiedene Nebenflüsse hinaufgefahren und haben die Schiffbarkeit der Hauptnebenströme untersucht.

Aber die der brasilianischen Regierung am meisten zur Ehre gereichende Tatsache ist,

daß am 31. Juli 1857, nach zahlreichen Grenzstreitigkeiten zwischen Frankreich und Brasilien betreffs der Grenze von Guyana, der Amazonasstrom für alle Flaggen frei erklärt wurde, und um die Praxis auf die Höhe der Theorie zu erheben, schloß Brasilien mit allen angrenzenden Staaten Verträge betreffs Eröffnung aller Wasserwege im Becken des Amazonasstromes.

Jetzt fahren mehrere Linien von Dampfbooten, alle komfortabel eingerichtet – welche mit Liverpool in direkter Verbindung stehen, – den Fluß aufwärts von der Mündung bis nach Manaos, andere fahren bis nach Iquitos, andere endlich fahren auf dem Tapajoz, dem Madeira, dem Rio Negro, dem Purus bis ins Herz von Peru und Bolivia.

Es läßt sich leicht denken, daß eines Tages der Handel großen Aufschwung nehmen muß in diesem unermesslichen und reichen Becken, das auf der Welt nicht seinesgleichen hat.

Aber diese Medaille hat auch ihre Kehrseite. Dieser Fortschritt vollzieht sich nur zum Nachteil der eingeborenen Völkerschaften.

Am obern Amazonas sind viele Indianerstämme bereits verschwunden, unter andern die Curicurus und die Sorimaos. Wenn man am Putumayo auch noch einige Yuris trifft, so sind die Yahuas nach den fernen Nebenflüssen geflüchtet, und die Maoos haben die Ufer verlassen und irren jetzt in geringer Zahl in den Wäldern des Japura.

Die Ufer der Tunantins sind fast völlig entvölkert, und nur an der Mündung des Jurua halten sich noch ein paar indianische Nomadenfamilien aus. Der Teffe ist fast ganz verlassen, und nur ein paar Ueberbleibsel der großen Nation Umaua wohnen noch an den Quellen des Japura. Der Coari ist verödet. Vereinzelte Murasindianer hausen noch an den Ufern des Purus. Von den alten Manaos zählt man nur noch wenige Nomadenfamilien. An den

Ufern des Rio Negro gibt es fast nur noch
Mestizen von Portugiesen und
Eingeborenen, wo man früher 24
verschiedene Völkerschaften gezählt hat.

Das ist das Gesetz des Fortschritts. Die
Indianer werden ganz verschwinden.

Vor der angelsächsischen Rasse sind
Australier und Tasmanier dahin gegangen.
Vor den Eroberern des Fernen Westen
verschwinden die Indianer Nordamerikas.
Eines Tages sind vielleicht auch die Araber
durch die französische Kolonisation
vernichtet.

Aber wir müssen zu dem Jahre 1852
zurückkehren. Die jetzt so mannigfaltigen
Verkehrsmittel gab es damals noch nicht,
und Joam Garrals Reise erforderte
wenigstens vier Monate bei den
Bedingungen, unter denen sie stattfinden
sollte.

Während die beiden Freunde die Wasser
des Flusses langsam zu ihren Füßen dahin

strömen sahen, sagte daher Benito:

»Freund Manuel, da bald nach unserer
Ankunft in Belem wir uns trennen müssen,
wird dir das ziemlich kurz erscheinen.«

»Ja, Benito,« antwortete Manuel, »aber
auch recht lang, da Minha erst nach
Beendigung der Reise meine Frau werden
soll.«

Sechstes Kapitel.Fällung eines ganzen Waldes

Freude herrschte in Joam Garrals Hause. Die großartige Fahrt auf dem Amazonas sollte in herrlicher Weise vollzogen werden. Nicht nur traten der Fazendero und die Seinen eine Reise von mehreren Monaten an, sondern es sollte auch, wie man sehen wird, ein Teil des Personals der Farm sie begleiten.

Als Joam Garral die ganze Welt um sich herum glücklich sah, verließ ihn die Schwermut, die sein Leben zu trüben schien. Von diesem Tage an, wo sein Entschluß unerschütterlich feststand, war er ein anderer Mensch, und während er sich mit den Vorbereitungen zur Reise beschäftigte, zeigte er wieder seine alte Lebendigkeit. Für die Seinen war es eine lebhaftere Genugtuung, ihn wieder bei der Arbeit zu sehen. Joam Garral wurde wieder der kraftvolle, gediegene Mann, der er in

früherer Zeit gewesen war. Er zählte sich wieder als einen, der stets in der frischen, freien Luft, in der belebenden Atmosphäre der Wälder, Felder und Flüsse gelebt hatte.

Die wenigen Wochen bis zur Abreise sollten übrigens tüchtig ausgenutzt werden.

Wie schon erwähnt, befuhren damals noch keine jener zahlreichen Dampfer den Amazonas, obwohl einige Gesellschaften sich schon mit dem Gedanken trugen, auf dem Flusse und seinen Hauptnebenflüssen Dampferlinien einzurichten. Der Beförderungsdienst wurde nur durch Unternehmung auf eigene Rechnung besorgt, und größtenteils waren diese Fahrzeuge nur für den Bedarf einiger Niederlassungen am Ufer vorhanden.

Diese Fahrzeuge waren sogenannte »Ubas«, eine Art Pirogen, die aus einem mit Feuer und Axt ausgehöhlten Baumstamme gemacht waren; vorn spitz und leicht, hinten schwer und abgerundet, konnten sie einen bis zwölf Ruderer tragen

und drei bis vier Tonnen Waren aufnehmen; ferner »Egaritas«, grob gefügt und breit gebaut, teilweise mit einem Blätterdach in der Mitte, das einen Gang für die Ruderer frei läßt; endlich »Jangadas«, eine Art unförmiger Flösse, die von einem dreieckigen Ruder getrieben werden und eine Strohütte tragen, welchen dem Indianer und seiner Familie als schwimmende Wohnung dient.

Diese drei Arten Fahrzeuge bilden die kleine Flottille des Amazonasstroms und können nur in beschränktem Maße der Beförderung von Personen und Handelsgegenständen dienen.

Es gibt auch noch größere Fahrzeuge, »Vigilingas«, 8 bis 10 Tonnen messend, mit drei Masten und roten Segeln, bei ruhigem Wetter von vier langen Rudern fortbewegt, welche den Strom nur schwer überwinden; ferner »Cobertas«, bis zu 20 Tonnen messend, eine Art Dschunken mit einem Häuschen auf dem Hinterdeck und einer Innenkajüte, zwei Masten mit viereckigen,

ungleichen Segeln und bei ungenügendem oder entgegengesetztem Winde von zehn Rudern bewegt, die von einem vorn angebrachten hohen Gestell aus von den Indianern geführt werden.

Aber diese verschiedenen Fahrzeuge konnten Joam Garral nicht gefallen. Als er sich zu dieser Fahrt den Amazonas hinunter entschloß, war es gleich sein Gedanke, mit dieser Reise einen riesigen Transport von Waren, die er nach Para zu liefern hatte, zu verbinden. Von diesem Gesichtspunkt aus kam es nicht so sehr darauf an, daß die Fahrt in kurzer Zeit beendet wurde. Er faßte daher einen Entschluß, der allen Wünschen gerecht werden mußte – ausgenommen vielleicht Manuels Wunsch, da dieser junge Mann ohne Zweifel, und wohl mit Recht, einem schnellen Dampfboot den Vorzug gegeben hätte.

Aber so primitiv und urwüchsig das von Joam Garral geplante Beförderungsmittel auch sein sollte, so konnte es doch eine zahlreiche Gesellschaft tragen und sich in

größter Bequemlichkeit und Sicherheit der Strömung überlassen.

In der Tat würde es fast ganz so sein, als wenn die Fazenda von Iquito sich vom Ufer gelöst hätte und eine Partie den Amazonenstrom hinab machte, mit allem, was zur Familie eines Fazendero gehört, Herren und Dienern, in ihren Häusern, ihren Schutzdächern und ihren Hütten.

Die Niederlassung von Iquitos umfaßte in ihrem Besitztum einige der prachtvollen Wälder, die in jenem mittlern Teil Südamerikas förmlich unerschöpflich sind.

Joam Garral verstand sich vorzüglich auf die Behandlung dieser Wälder, die das verschiedenste und kostbarste Holz in reichem Bestande aufwiesen. Da es zu Tischlerarbeiten, zur Kunsttischlerei, zum Mastenbau, wie zur Zimmerei geeignetes Material lieferte, brachte ihm dieses Holz jährlich einen beträchtlichen Gewinn.

Ließen sich nun nicht auf dem Flusse die Erzeugnisse der Amazonenwälder sicherer und billiger befördern, als es mit der Eisenbahn hätte geschehen können? Jedes Jahr ließ Joam Garral einige hundert Bäume seines Bestandes fällen und bildete eines jener großen Holzflöße aus Pfosten, Planken und roh behauenen Stämmen, die dann unter der Führung geschickter Lotsen, die die Tiefe und Stromrichtung des Flusses genau kannten, nach Para gingen.

In diesem Jahre wollte nun Joam Garral wie in den verflossenen Jahren verfahren. Nur wollte er nach Herstellung des Floßes die Einzelheiten des großen Handelsunternehmens diesmal Benito überlassen. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Der Anfang des Monats Juni war in der Tat die günstige Zeit zur Abreise, da der vom Hochwasser des obern Beckens stark gestiegene Strom bis zum Monat Oktober allmählich fällt.

Mit den ersten Arbeiten mußte daher unverzüglich begonnen werden, denn der

Holzschleppzug sollte diesmal außergewöhnlich groß werden. Diesmal sollte ein Wald von einer halben Meile im Quadrat abgeschlagen werden, der am Zusammenfluß des Nanay und Amazonas lag, das heißt also eine ganze Ecke vom Ufer der Fazenda – und hieraus sollte ein Schleppzug gebaut werden, eine Jangada, die die Dimensionen einer kleinen Insel haben sollte.

Auf dieser Jangada, die sichrer war als irgend ein Fahrzeug des Landes und geräumiger als 100 Egaritas oder Vigilindas zusammen, wollte Joam Garral mit seiner Familie, seinem Personal und der Ladung den Strom befahren.

»Eine ausgezeichnete Idee!« rief Minha, sobald sie den Plan ihres Vaters vernahm, in die Hände klatschend.

»Ja,« setzte Yaquita hinzu, »und auf diese Weise werden wir ohne Gefahren und Strapazen nach Belem kommen.«

»Und während jedes Aufenthalts können wir in den Wäldern am Ufer jagen,« ergänzte Benito.

»Das wird vielleicht ein bißchen lange dauern,« bemerkte Manuel: »wäre es nicht am Ende besser, ein schnelleres Beförderungsmittel zu wählen?«

Lange würde es sicherlich dauern: aber der interessierte Einwand des jungen Mediziners wurde von niemand unterstützt.

Joam Garral ließ nun einen Indianer kommen, den ersten Verwalter der Fazenda.

»In einem Monat,« sagte er zu ihm, »muß die Jangada in Stand und zur Fahrt fertig sein.«

»Heute noch, Signor Garral, wird mit der Arbeit begonnen,« antwortete der Indianer.

Es war eine schwere Arbeit. Hundert Indianer und Schwarze entfalteten in diesen ersten 15 Tagen des Monats einen

wunderbaren Eifer. Vielleicht hätten einige brave Leute, die an diese Massenschläge von Holz nicht gewöhnt waren, geseufzt beim Anblick dieser gefällten Riesen, die Jahrhunderte alt waren und nun in zwei bis drei Stunden unterm Beil der Fäller zusammenbrachen. Aber es stand Holz und wieder Holz am Ufer, vorn und hinten, auf den Inseln, bis zu den fernsten Inseln des Horizontes an beiden Ufern, und die Abholzung dieser halben Meile Wald verursachte nicht einmal eine merkliche Lücke.

Nachdem der Verwalter und seine Leute ihre Weisungen von Joam Garral erhalten hatten, hatten sie zuerst den Boden von Schlingpflanzen, Gestrüpp, Kraut und Gesträuch gesäubert, die ihn dicht bewucherten. Ehe sie zu Säge und Beil griffen, nahmen sie die sogenannten »Abatis« zur Hand, jene Werkzeuge, die keiner entbehren kann, wenn er in die Urwälder am Amazonas dringen will. Dies sind große Klingen, ein wenig krumm, breit und flach, zwei bis drei Fuß lang mit festem

Handgriff. Die Eingeborenen handhaben sie mit großer Geschicklichkeit. In wenigen Stunden haben sie mit Hilfe dieser Klingen den Boden gesäubert, das Unterholz weggeschnitten und große Löcher in das dichteste Gestrüpp geschlagen.

So auch hier. Vor den Holzfällern der Farm verschwand alles Dickicht. Die alten Stämme ließen ihre Hüllen von Schlingpflanzen, Kakteen, Moos und Bromelien fallen. Ihre Rinde trat nackt hervor, des Messers harrend, das sie bald vom lebenden Stamme trennen sollte.

Dann schwang sich diese ganze Schar von Arbeitern in die Wipfel, sägte die starken Aeste ab und beraubte den Baum des oberen Gezweigs, das an Ort und Stelle verbraucht werden sollte. Ganze Herden von Affen flüchteten vor ihnen, an Behendigkeit ihnen kaum überlegen. Bald war von dem der Art verfallenen Walde nichts weiter übrig, als die langen altersgrauen, der Kronen beraubten Stämme, und mit der Luft gelangte nun

auch der Sonnenschein bis zu dem feuchten Boden, den er vorher wohl nie beschienen hatte.

Unter all diesen Bäumen war nicht einer, der sich nicht irgendwie zu Zimmerei oder Tischlerei hätte verarbeiten lassen. Hier wuchsen gleich elfenbeinernen Säulen mit braunen Ringen einige jener 120 Fuß hohen und am Fuße vier Fuß breiten

Wachspalmen, die ein äußerst festes, hartes Holz liefern; hier waren Kastanien von sehr widerstandsfähigem Splint, die dreieckige Nüsse tragen; »Murichis«, die als Bauholz sehr gesucht sind, »Barrigudos«, an der wenige Fuß über der Erde ausgebauchten Stelle zwei Klafter im Umfang, Bäume von rötlicher, glänzender Rinde mit grauen Knoten: weißstämmige Bombax, glatt und schlank, von stolzem Wuchs. Neben diesen prächtigen Repräsentanten der Flora des Amazonengebietes fielen auch »Quatibos«, deren rosafarbener Wipfel alle umstehenden Bäume überragt und die Früchte von der Form kleiner Vasen tragen, in denen kleine Reihen von Kastanien liegen. Ihr

hellvioletttes Holz ist zum Schiffbau besonders begehrt. Ferner Eisenbäume und vor allem die »Ibirateia« von fast schwarzem Holze, deren Gefüge so fest ist, daß die Indianer ihre Streitäxte daraus anfertigen: »Jacarandas«, kostbarer als Mahagoni: »Caesalpinas«, die nur in den Tiefen jener uralten Wälder zu finden sind, die das Beil des Fällers noch nicht kennen gelernt hatten: »Sapucaias« von 150 Fuß Höhe, von natürlichen Gewölben gestützt, die drei Meter vom Fuß von ihnen ausgehen, in dreißig Fuß Höhe sich wieder mit ihnen zusammenschließen.

Drei Wochen nach Beginn der Arbeiten stand von all den Bäumen, die die Ecke zwischen dem Nanay und dem Amazonas geziert hatten, keiner mehr. Die Abholzung war vollendet. Joam Garral brauchte sich nicht einmal mehr um die Bewirtschaftung eines Waldbodens zu bekümmern, der in 20 bis 30 Jahren wieder gut bestanden sein konnte. Der Wald war dem Erdboden gleich gemacht, und ein kahler Fleck war jetzt hier.

Diese vom Wasser des Stromes und seines Nebenflusses gespülte Quadratmeile sollte nun urbar gemacht, bearbeitet, bepflanzt und besät werden, und im folgenden Jahre sollten Felder von Manioc, Kaffee, Zuckerrohr, Pfeilwurzel, Mais, Erdnüssen den Boden bedecken, den bisher ein reicher Wald beschattet hatte.

In der letzten Woche des Monats Mai waren alle Stämme nach ihrer Art und Schwimmbarkeit gesondert und symmetrisch am Ufer des Amazonas geordnet. Hier sollte die riesige Jangada gebaut werden, die mit den verschiedenen für die Unterkunft der Reisenden erforderlichen Behausungen ein wirklich schwimmendes Dorf bildete. Zur bestimmten Stunde würde der vom Hochwasser angeschwollene Strom sie emporheben und Hunderte von Meilen weit bis zum Gestade des Atlantischen Ozeans tragen.

Solange diese Arbeiten dauerten, war Joam Garral vollauf dabei. Er hatte sie selber

geleitet, zuerst an der Abholzstelle, dann an der Grenze der Fazenda, wo ein langer Strand sich hinzog, auf welchem die Teile des Floßes zusammengesetzt wurden.

Yaquita besorgte mit Cybele alle Vorbereitungen zur Reise, obwohl die alte Negerin nicht begriff, daß die Leute wegfahren wollten, wo sich hier doch alle so wohl fühlten.

»Aber du wirst Dinge sehen, die du noch nie gesehen hast!« sagte Yaquita immer wieder zu ihr.

»Sind sie ebenso gut und schön wie die, die wir zu sehen gewöhnt sind?« entgegnete immer wieder Cybele.

Minha und ihre »Favoritin« dachten ihrerseits an das, was sie vor allem anging. Für sie handelte es sich nicht um eine einfache Reise: es war ein endgiltiger Abschied, es waren die tausend einzelnen Bestandteile einer Einrichtung für ein anderes Land herzustellen, wo die junge

Mulattin bei ihrer so innig geliebten Herrin bleiben sollte. Minhas Herz war freilich ein wenig schwer, aber die lustige Lina machte sich keine Kopfschmerzen darüber, daß sie von Iquitos weg sollte. Bei Minha Valdez blieb sie ja dasselbe, was sie bei Minha Garral war. Wenn sie nicht mehr hätte lachen sollen, hätte man sie von ihrer Herrin trennen müssen – was ganz ausgeschlossen war.

Benito hatte seinen Vater bei den eben beendeten Arbeiten fleißig unterstützt. In dieser Weise war er als Fazendero in der Lehre; denn eines Tages sollte er ja auch in diesen Beruf eintreten. So sollte auch für seine künftige Tüchtigkeit als Herrscher die Stromfahrt eine Lehre sein.

Manuel war bald in dem Hause, wo Yaquita und ihre Tochter keine Stunde ungenützt vorbeiließen, bald auf dem Abholzgelände, wohin ihn Benito öfter, als ihm lieb war, mitnehmen wollte: aber öfter blieb er doch im Hause, was ja sehr begreiflich war.

Siebentes Kapitel. Einer Schlingpflanze folgend

An einem Sonntag, 26. Mai, beschlossen die jungen Leute, sich ein wenig Zerstreuung zu verschaffen. Das Wetter war herrlich, die Atmosphäre war von kühlen Brisen von den Cordilleren her aufgefrischt, die Temperatur war mild. Alles ladete zu einem Ausflug ein.

Benito und Manuel machten dem jungen Mädchen den Vorschlag, sie durch die großen Wälder am rechten Ufer des Amazonas gegenüber der Fazenda zu begleiten.

Auf diese Weise konnte man von der reizenden Umgebung von Iquitos Abschied nehmen. Die beiden jungen Männer gingen als Jäger, aber sie dachten nicht daran, ihre Gefährtinnen im Stich zu lassen, um dem Wild nachzustellen, wenigstens von seiten Manuels war dies völlig ausgeschlossen –

und die jungen Mädchen, denn Lina konnte sich von ihrer Herrin nicht trennen – sollten als einfache Spaziergängerinnen gehen, für die ein Ausflug von zwei bis drei Meilen ein Kinderspiel war.

Joam Garral und Yaquita hatten keine Zeit, sich ihnen anzuschließen. Einesteils war die Jangada noch nicht fertig, und der Bau durfte nicht die geringste Verzögerung erleiden. Andererseits hatten Yaquita und Cybele, obwohl ihnen das ganze weibliche Personal der Fazenda half, keine Stunde zu verlieren.

Minha nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. So begaben sich denn an diesem Tage nach dem Frühstück die zwei jungen Männer und die zwei jungen Mädchen nach dem Strande, wo die beiden Flüsse ineinander strömen. Ein Schwarzer begleitete sie. Alle bestiegen eine der Ubas, die für den Dienst der Farm bestimmt waren, und nachdem sie zwischen den Inseln Iquitos und Parianta

hindurchgefahren waren, langten sie am rechten Ufer des Amazonasstromes an.

Das Fahrzeug landete an einer von prächtigen, baumartigen Farren bestandenen Bucht, die in Höhe von 30 Fuß noch von einer Art Kranz aus zarten, sammetgrünen, mit feinspitzigen Blättern versehenen Zweigen gekrönt waren.

»Und nun, Manuel,« sagte das junge Mädchen, »muß ich für dich die Honneurs des Waldes machen, denn du bist ja ein Fremdling in diesen Regionen des obern Amazonas. Wir sind hier zu Hause, und ich werde meinen Pflichten als Herrin des Hauses nachkommen.«

»Liebe Minha,« antwortete der junge Mann, »du wirst nicht minder Herrin des Hauses in unserer Stadt Belem sein als in der Fazenda von Iquitos, und dort unten wie hier.«

»Ach was, Manuel, und du, Schwester,« sagte Benito, »Ihr seid doch nicht

mitgekommen, um Euch Zärtlichkeiten zu sagen, sollt ich meinen! ... Vergeßt ein paar Stunden, daß Ihr Brautleute seid ...!«

»Nicht eine Stunde! nicht einen Augenblick!« versetzte Manuel.

»Wenn dies aber Minha befiehlt?«

»Das wird sie nicht tun!«

»Wer weiß?« rief Lina lachend.

»Lina hat recht,« antwortete Minha, indem sie Manuel die Hand hinstreckte. »Wir wollen versuchen, das zu vergessen. Wir wollen es vergessen. Mein Bruder verlangt es! Alles ist aufgehoben – alles! Für die Dauer dieses Spaziergangs sind wir keine Verlobten mehr. Ich bin nicht mehr Benitos Schwester. Du bist nicht mehr sein Freund.«

»Das wäre!« rief Benito.

»Bravo! bravo! Hier sind wir alle Fremde!« rief die junge Mulattin, in die Hände

klatschend.

»Fremde, die sich zum erstenmal sehen,«
setzte das junge Mädchen hinzu, »die sich
treffen, sich begrüßen –«

»Mein Fräulein –« sagte Manuel, sich vor
Minha verneigend.

»Mit wem habe ich die Ehre, mein Herr?«
fragte das junge Mädchen in ernsthaftem
Tone.

»Manuel Valdez, der sich glücklich
schätzen würde, wenn Ihr Herr Bruder ihn
vorstellen wollte.«

»Ach, zum Teufel mit diesem dummen
Kram!« rief Benito. »Das war ein blöder
Einfall von mir. Seid Brautleute, Kinder!
Seid es, so viel Ihr wollt! Seid es immer!«

»Immer!« rief Minha, der dieses Wort so
unwillkürlich entschlüpfte, worüber
natürlich Lina hell auflachte.

Ein dankbarer Blick Manuels belohnte das junge Mädchen für dieses unkluge Wort.

»Wenn wir laufen, sprechen wir nicht so viel! Also vorwärts!« rief Benito, um seiner Schwester aus der Verlegenheit zu helfen.

Aber Minha hatte es nicht eilig.

»Einen Augenblick, Bruder!« sagte sie, »du hast gesehen, ich gehorche. Du wolltest, daß Manuel und ich unser Verhältnis außer acht lassen sollten, damit dir der Spaziergang nicht langweilig wird. Nun, auch ich habe dich um einen Gefallen zu bitten, damit er mir nicht langweilig wird. Du wirst, wenn es dir gefällig ist und auch wenn es dir nicht gefällig ist, mir versprechen, daß du, Benito, in eigener Person außer acht lassen willst –«

»Was denn?«

»Daß du Jäger bist!«

»Was! du verwehrt mir –?«

»Ich verbiete dir, all die reizenden Vögel zu schießen, die Papageien, Sittiche, Kaziken, Kureskus, die so fröhlich im Walde umherschwirren. Dasselbe Verbot gilt für das Tafelwildpret, mit dem wir heute nichts zu tun haben. Wenn eine Unze, ein Jaguar oder sonst ein wildes Tier in unsere Nähe kommt, dann meinetwegen!«

»Aber –!« wollte Benito einwenden.

»Wenn du nicht einverstanden bist, nehme ich Manuels Arm, und wir reißen aus. Dann werden wir uns verlieren, und du wirst uns nachlaufen müssen.«

»He, wär's dir lieber, wenn ich nicht einverstanden wäre?« rief Benito, seinen Freund Manuel ansehend.

»Glaub's wohl!« antwortete der junge Mann.

»Nein, nun gerade nicht!« sagte Benito.
»Ich erkläre mich einverstanden und werde

gehorschen, bloß damit du dich recht
ärgerst! Vorwärts!«

Alle vier – der Schwarze hinter ihnen drein
– traten nun unter die schönen Bäume,
deren dichtes Blätterwerk die
Sonnenstrahlen nicht bis zum Boden
dringen ließ.

Es gibt nichts Prachtvolleres als dieser Teil
des Amazonasufers. In malerischem
Durcheinander stehen hier soviel
verschiedene Bäume, daß man auf dem
Raum von einer Viertelmeile im Quadrat
hundert Spielarten dieser wunderbaren
Pflanzen zählen kann. Ein Forstmann hätte
hier leicht erkannt, das; noch nie ein Fäller
mit Beil und Axt hierher gekommen war.
Selbst nach mehreren Jahrhunderten wäre
eine Durchforstung oder ein Abschlag hier
noch erkenntlich gewesen. Selbst wenn
neue Bäume schon hundert Jahre alt
gewesen wären, wäre der allgemeine
Anblick nicht der der Urzeit gewesen, vor
allem infolge der Eigentümlichkeit, das; die
Arten der Schling- und

Schmarotzerpflanzen verschieden gewesen wären. Dies ist ein seltsames Anzeichen, das ein Eingeborner sofort erkannt hätte.

Die heitere Gesellschaft schritt durch das hohe Gras, das Gestrüpp und das Dickicht, plaudernd und lachend. Vorn handhabte der Neger seinen Abatis und bahnte einen Weg, wo das Gewirr zu dicht war. Tausende von Vögeln flogen auf und flüchteten.

Minha hatte recht, als sie für die befiederte Welt, die in dem hohen Blätterwerk umherflatterte, sich verwendete. Hier zeigten sich die schönsten Vertreter der tropischen Ornithologie. Die grünen Papageien, die kreischenden Sittiche schienen die natürlichen Früchte dieser riesigen Bäume zu sein. Die Kolibris und all ihre Spielarten, die Blaubärte, die Topasrubinen, Tisauras mit langen Scherenschwänzen waren wie ebenso viele Blumen, die sich losgelöst hatten und vom Winde von einem Zweig zum andern getragen wurden, Amseln von orangefarbigem Gefieder, mit braunem

Flügelsaum, Feigendrosseln mit Goldstreifen, »Sabias«, schwarz wie Raben, stimmten zusammen ein ohrenbetäubendes Konzert von Pfeifern an. Der Pfefferfresser pickte mit seinem langen Schnabel die goldenen Trauben der »Guiriris« an. Die brasilianischen Grünspechte schüttelten ihren kleinen purpuresprenkelten Kopf. Es war eine Augenweide.

Aber all diese Welt verstummte und versteckte sich, wenn in den Baumwipfeln die »alma de gato«, die »Katzenseele«, eine Art hellgelber Specht, seine knarrende Stimme hören lief. Wenn er stolz die langen, weißen Schwanzfedern ausbreitete, so entfloh doch auch er, wenn in den oberen Regionen der »Gaviao« erschien, ein großer Adler mit schneeweißem Kopf, der Schrecken alles Geflügels des Waldes.

Minha machte Manuel auf diese Wunder der Natur aufmerksam, die dieser in ihrer Urwüchsigkeit in den zivilisierten Provinzen des Ostens nicht zu sehen bekam. Manuel hörte der jungen Dame

mehr mit den Augen als mit den Ohren zu. Uebrigens war das Geschrei und Gepfeife dieser Tausende von Vögeln so durchdringend, daß er sie bisweilen nicht hätte verstehen können. Nur das helle Lachen Linas war volltönig genug, um mit seinem lustigen Klang das Glucksen, Piepsen, Trillern, Pfeifen und Rollen all dieser Tierchen zu übertönen.

Nach einer Stunde waren sie erst eine kleine Meile weit. Als sie sich vom Ufer entfernten, nahmen die Bäume ein anderes Aussehen an. Das Tierleben zeigte sich nicht mehr auf ebnem Boden, sondern 60 bis 80 Fuß hoch, wo Herden von Affen durch die hohen Zweige huschten. Hie und da fielen ein paar Sonnenstrahlen bis ins Unterholz. In diesen Tropenwäldern scheint in Wahrheit das Licht zum Dasein nicht mehr unbedingt erforderlich zu sein. Die Luft genügt diesen Pflanzen, großen oder kleinen, Bäumen oder Gewächsen, zur Entfaltung, und alle zur Ausdehnung ihres Saftes nötige Wärme entnehmen sie nicht der Atmosphäre um sie her, sondern dem

Schoße der Erde selber, wo sie wie in
einem riesigen Wärmebehälter
aufgespeichert liegt.

Und auf den Bromelien, Serpentinaen,
Orchideen, Kakteen und all den
Schmarotzerpflanzen, die einen kleinen
Wald unter dem großen bildeten, – was für
wunderbare Insekten hätte man da wie
wirkliche Blumen pflücken können:
Nestors mit blauen Flügeln, die wie aus
schillerndem Zeug gemacht zu sein
schienen, goldig flimmernde Leilusfalter,
die mit grünen Streifen geziert waren,
Agrippinenschwärmer, zehn Zoll lang, mit
blätterförmigen Schwingen,
Maribundasbienen, eine Art lebender
Smaragde in Goldfassung, dann Legionen
von Leuchtkäfern oder Glühwürmern,
Käfer mit bronzefarbigem Brustschild und
grünen Flügeldecken, aus deren Augen ein
gelbliches Licht strahlte und die in der
Nacht mit ihrem vielfarbigen Geleucht den
Wald illuminierten.

»Wie wunderbar!« rief die junge Dame begeistert.

»Du bist hier zu Hause, Minha, oder wenigstens hast du das gesagt,« sagte Benito, »und nun bist du so sehr über deine eigenen Reichtümer erstaunt.«

»Spotte du nur, lieber Bruder!« antwortete Minha. »Niemand wird mir verwehren, so viel schöne Dinge zu preisen, nicht wahr, Manuel? Sie sind von Gottes Hand und gehören aller Welt!«

»Mag Benito lachen!« sagte Manuel. »Er will sich's nicht merken lassen, aber zuzeiten ist er ein Poet, und er bewundert all diese Naturschönheiten ebenso wie wir. Bloß wenn er ein Gewehr unterm Arm hat, dann Ade Poesie!«

»Sei doch jetzt mal Poet, Bruder!« rief das junge Mädchen.

»Ich bin Poet!« versetzte Benito. »O zauberische Natur usw.!«

Es läßt sich nicht verschweigen, das; Minhas Verbot, die Flinte zu gebrauchen, für Benito sehr hart war. Es fehlte in diesem Wald nicht an Wild, und er hätte mehrmals schon Gelegenheit zu einem schönen Schuß gehabt.

In den weniger dichten Partien, wo ziemlich breite Lichtungen sich öffneten, erschienen einige Straußenpärchen von der Art der »Naudus«, vier bis fünf Fuß hoch. Ihnen folgten die »Seriemas«, die ihre unzertrennlichen Begleiter sind – eine Art Truthühner, die unendlich schmackhafter sind als die großen Vögel, hinter denen sie herlaufen.

»Das habe ich nun von meinem verwünschten Versprechen!« rief Benito, indem er auf einen Wink seiner Schwester das Gewehr, das er schon an die Achsel gelegt hatte, wieder absetzte.

»Diese Seriemas müssen geschont werden,« antwortete Manuel, »denn sie sind gewaltige Schlangentöter.«

»Ebenso müßte man die Schlangen schonen,« versetzte Benito, »weil sie viel schädliche Insekten vertilgen, und ebenso wieder diese, weil sie von noch schädlichern Blattläusen leben! Wenn man so rechnen will, müßte überhaupt alles geschont werden!«

Aber der Trieb des jungen Jägers sollte noch auf eine härtere Probe gestellt werden. Plötzlich wimmelte es in dem Walde von Wild. Schnelle Hirsche und elegante Rehe eilten durch das Unterholz, und sicher hätte eine gut gezielte Kugel ihrer Flucht ein Ziel gesetzt. Dann erschienen hie und da Truthühner von der Farbe von Milchkaffee, dann Peccaris, eine Art wilder, von Gourmands sehr geschätzter Schweine, Agutis, die in Südamerika die Stelle der Hasen und Kaninchen vertreten, und Gürteltiere mit mosaikartigem Schuppenpanzer, die zur Klasse der Zahnlosen gehören.

Und wirklich zeigte Benito nicht mehr bloße Tugend, sondern wirklichen

Heroismus, als er einen Tapir von der Gattung, die in Brasilien »Antas« heißt, erblickte. Dies sind sozusagen Miniaturelefanten, die man schon jetzt am obern Amazonas und seinen Zuflüssen fast nicht mehr findet – Dickhäuter, die von den Jägern wegen ihrer Seltenheit und von den Feinschmeckern wegen ihres, dem Ochsenfleisch an Wohlgeschmack wert überlegenen Fleisches, und besonders wegen des Nackenhökers, der als ein fürstlicher Bissen gilt, sehr gesucht sind.

Ja! die Büchse brannte ihm in den Fingern; aber seinem Versprechen getreu tat er keinen Schuß.

Aber dennoch– das sagte er auch seiner Schwester – würde der Schuß von selber losgehen, wenn er in günstiger Entfernung einen »Tamandra assa«, eine Art sehr seltenen Ameisenbäres, der in den Jägerannalen als ungemein schwer zu schießen gilt – vor die Augen bekommen würde.

Aber glücklicherweise zeigte sich der große Ameisenbär nicht, ebenso wenig wie die Panther, Leoparden, Jaguare, Geparden, Kuguare, die man in Südamerika unter der Bezeichnung Onzen zusammenfaßt und denen man nicht allzu nahe kommen darf.

»Aber in allem,« sagte Benito, indem er einen Augenblick stehen blieb, »so ein Spaziergang ist ja sehr schön, aber wenn man kein Ziel hat –«

»Kein Ziel!« rief das junge Mädchen. »Wir wollen doch eben bloß sehen, bewundern, ein letztes Mal diese Wälder Mittelamerikas besuchen, die wir in Para nicht mehr haben, ihnen zum letzten mal Lebewohl sagen!«

»Ah! eine Idee!«

Lina sprach diese Worte.

»Wenn Lina eine Idee hat, dann kann es nur irgend eine Torheit sein!« antwortete Benito kopfschüttelnd.

»Es ist nicht recht, Bruder,« sagte das junge Mädchen, »daß du dich über Lina mokierst, denn sie ist doch bemüht, unserm Spaziergang das Ziel zu verleihen, das du an ihm vermisst!«

»Um so mehr, Signor Benito, als meine Idee Ihnen sicherlich gefallen wird,« antwortete die junge Mulattin.

»Was hast du denn für eine Idee?« fragte Minha.

»Sie sehen doch diese Schlingpflanze?«

Und Lina zeigte auf eine jener Schlingpflanzen von der Gattung der »Cipo«, die um eine riesige Mimosa geschlungen war, deren federleichte Blätter sich bei der leisesten Berührung schlossen.

»Was weiter?« fragte Benito.

»Ich schlage vor,« antwortete Lina, »daß wir alle dieser Schlingpflanze bis zu ihrem Ende folgen!«

»Das ist eine Idee! Da hätten wir in der Tat ein Ziel!« rief Benito. »Dieser Schlingpflanze folgen, was für Hindernisse, Gestrüpp, Dickicht, Gestein, Gewässer, Gießbäche sich auch bieten mögen, sich durch nichts aufhalten lassen, selbst wenn —«

»Du hast entschieden recht, Bruder!« sagte Minha lachend. »Lina ist ein bißchen nährisch.«

»Recht nett!« antwortete der Bruder, »du sagst, Lina sei nährisch, bloß um nicht zu sagen, daß Benito verrückt sei, weil er ihr beistimmt.«

»Gut, wir wollen nährisch sein, wenn das Euch Spaß macht! Gehen wir also der Schlingpflanze nach!«

»Fürchtet Ihr nicht —" begann Manuel.

»Noch ein Einwand!« unterbrach ihn Benito. »Ah, Manuel! Wenn Minha dich am

Ende erwartete, würdest du nicht so sprechen, sondern schon unterwegs sein!«

»Ich bin still,« antwortete Manuel, »ich gehorche und sage nichts mehr. Gehen wir also der Schlingpflanze nach!«

Heiter wie Kinder zur Ferienzeit, machten sie sich auf den Weg.

Sie konnten von diesem Pflanzenbunde weit geführt werden, wenn sie sich's in den Kopf setzten, ihm bis zum Ende zu folgen wie einem Ariadnefaden – nur, daß der Faden der Erbin von Minos aus dem Labyrinth hinausleitete, während dieser nur aufs tiefste hineinführen konnte.

Die Schlingpflanze war eine jener unter der Bezeichnung rote Japicanga bekannten Cipos, deren Länge bisweilen mehrere Meilen mißt. Aber man hatte sich ja immerhin nicht auf Ehre verpflichtet, ans Ende zu kommen.

Der Cipo ging von einem Baum zum andern, ein ununterbrochnes Band, bald um die Stämme gewickelt, bald an die Zweige gekettet, hier von einem Drachenbaum zu einem Palissanderbaum springend, dort von einem riesigen Kastanienbaum, der »Dertholletia ercelsa« zu einigen Weinpalmen, »Baccabas« genannt, deren Zweige von Agassiz mit Recht mit langen, grüngesprenkelten Korallenstäbchen verglichen worden sind. Dann wand sie sich zu »Tucumas« hin, eine Feigenart, die seltsam gewunden ist wie hundertjährige Oelbäume und deren es in Brasilien 43 verschiedene Arten gibt, dann zu jenen Euphorbiaceen, die den Kautschuk liefern, zu »Gualtes«, schönen Palmen mit glattem, feinem, elegantem Stamm, zu Kakaobäumen, die am Ufer des Amazonas und seiner Zuflüsse wild wachsen, zu verschiedenen Melastomaceen, von denen die einen rosafarbene Blüten, die andern wieder Rispen von weiblichen Beeren tragen.

Aber ab und zu machte die frohe Gesellschaft Halt und tot einen einstimmigen Ruf der Enttäuschung; denn sie hatten den führenden Faden verloren. Er mußte erst wieder gefunden und aus einem Durcheinander von Schmarotzerpflanzen entwirrt werden.

»Da, da!« rief Lina, »ich sehe ihn!«

»Tu irrst dich,« antwortete Minha, »das ist er nicht mehr, das ist eine Liane von anderer Art.«

»Aber nein, Lina hat recht!« sagte Benito.

»Nein, Lina hat unrecht!« versetzte natürlich Manuel.

Nun begann ein ernsthafter, hartnäckiger Meinungs Austausch, bei dem niemand nachgeben wollte.

Dann machten sich der Schwarze von der einen Seite und Benito von der andern über die Bäume her und kletterten zu den von

dem Cipo umwundenen Zweigen hinauf,
um die Richtung wiederzufinden.

In diesem Gewirr von Pflanzenwerk,
zwischen dem die Liane sich
hinschlängelte, inmitten dieser Bromelien,
die scharfe Tarnen hatten, dieser Orchideen
mit rosanen Blumen und violetten Lippchen
von der Größe eines Handschuhs, dieser
Oncidien, die verworrner durcheinander
laufen, als die Fäden eines Knäuels, in das
sich die Füße einer jungen Katze verstrickt
haben – in diesem Gewirr war das freilich
keine leichte Arbeit.

Und wenn gar die Liane wieder zum Boden
hinabließ, wie schwer wäre es erst, sie zu
finden unter dem riesigen Labyrinth von
Lycopoden, großblättrigen Helilonien,
Kalliandren mit Rosatroddeln, Rhipsalen,
die wie der Draht einer elektrischen Rolle
um sie gewunden sind, zwischen den
Knoten großer weißer Ipomoeen, den
fleischigen Stengeln der Vanillen, inmitten
von Passionsblumen, Fruchtreis, wildem
Wein und Ranken.

Und wenn der Cipo wiedergefunden war, gab es einen Freudenschrei wie aus einem Munde, und der kurze Zeit unterbrochne Spaziergang wurde fortgesetzt.

Seit einer Stunde gingen die jungen Männer und jungen Mädchen schon dahin, und noch war nicht vorauszusehen, daß sie das ersehnte Ziel erreichen würden. Sie schüttelten die Liane kräftig, aber sie gab nicht nach, und zu Hunderten flogen die Vögel auf und flüchteten die Affen von Baum zu Baum, wie um den Weg zu zeigen.

Wenn ein Gestrüpp den Weg versperrte, schlug der Abatis ein Loch, und die Gesellschaft drang da hinein. Bald schlang sich auch die Liane über einen hohen grünbewachsenen Felsblock, da schwangen sie sich hinauf und kletterten darüber hinweg.

Nach einer Weile öffnete sich eine breite Lichtung. In dieser freiem Luft, die ihm unentbehrlich ist wie das Sonnenlicht,

zeigte sich vereinzelt der Tropenbaum *par excellence*, der, wie Humboldt bemerkt, »den Menschen in die Kindheit seiner Zivilisation begleitet hat,« der große Ernährer der Bewohner der heißen Zone, ein Bananenbaum. Das lange Band der Liane hing an den obern Zweigen, führte von einem Ende der Lichtung zum andern und verlor sich von neuem im Walde.

»Machen wir endlich Halt?« fragte Manuel.

»Nein! Tausendmal nein!« rief Benito.

»Erst müssen wir am Ende der Liane sein!«

»Indessen wird es bald Zeit, an die Rückkehr zu denken!« bemerkte Minha.

»Oh, teure Signora, noch weiter, noch weiter!« rief Lina.

»Immer weiter!« rief Benito.

Blindlings gingen sie tiefer in den Wald, der hier etwas lichter und schwieriger zu begehen war.

Der Cipo bog jetzt nach Norden und schien zum Flusse zurückkehren zu wollen. Sie konnten ihm nun getrost folgen, da sie sich so wieder dem rechten Ufer näherten, an dem sie dann leicht entlang gehen konnten.

Eine Viertelstunde später wurde am Grunde einer Schlucht vor einem kleinen Zufluß des Amazonenstromes Halt gemacht. Eine Brücke aus Schlingpflanzen, »Bejucos«, die unter sich durch ein Netz von Zweigen verkettet waren, führte über diesen Bach. Der Cipo teilte sich in zwei Stränge, diente dieser Brücke gewissermaßen als Geländer und ging so von einem Ufer zum andern.

Immer voran, hatte Benito bereits den Fuß auf diese schwankende Pflanzenbrücke gesetzt.

Manuel wollte das junge Mädchen zurückhalten.

»Bleib, bleib, Minha!« sagte er. »Benito mag weiter gehen, wenn er Lust hat, aber wir werden hier auf ihn warten!«

»Nein, kommen Sie, kommen Sie, teure Signora, kommen Sie!« rief Lina. »Seien Sie ohne Furcht! Die Schlingpflanze wird schon dünner. Wir kommen noch ans Ziel und finden das Ende!«

Ohne Zaudern wagte die junge Mulattin sich kühn hinter Benito her.

»Das sind die reinen Kinder!« rief Minha. »Komm, lieber Manuel, wir müssen ihnen schon folgen.«

So überschritten denn alle die Brücke, die sich wie eine Schaukel über der Schlucht wiegte, und traten von neuem unter das Gewölbe der hohen Bäume.

Aber sie waren kaum wieder zehn Minuten lang der endlosen Schlingpflanze in der Richtung des Stromes nachgegangen, als abermals alle, diesmal nicht ohne Grund, Halt machten.

»Sind wir endlich am Ende dieser Liane?« fragte das junge Mädchen.

»Nein,« antwortete Benito, »aber wir tun gut, nur mit größter Vorsicht weiterzugehen.«

Benito zeigte auf die Liane, die, in den Zweigen eines hohen Feigenbaumes verloren, heftig hin und her gerissen wurde.

»Wer macht das?« fragte Manuel.

»Vielleicht ein Tier, dem man mit Umsicht nahe kommen muß.«

Benito nahm die Büchse zur Hand, winkte den andern, ihn allein gehen zu lassen, und ging zehn Schritte vor.

Manuel, die beiden jungen Mädchen und der Schwarze blieben regungslos stehen.

Plötzlich stieß Benito einen Schrei aus, und sie sahen ihn auf einen Baum zueilen. Alle liefen nun dorthin.

Ein unerwartetes Schauspiel bot sich ihnen, das freilich keine Augenweide war.

Ein Mann, am Halse hängend, schwang am Ende dieser Liane hin und her. Die Schlingpflanze war hier dünn wie ein Strick, und der Mann hatte daraus eine Schlinge gemacht. Das Hin- und Herzerren kam von den Stößen, die er in den letzten Zuckungen des Todeskampfes machte.

Aber Benito hatte den Unglücklichen gepackt, und mit einem Streich seines Jagdmessers hatte er den Cipo zerschnitten.

Der Gehängte fiel zu Boden. Manuel neigte sich über ihn, um ihn zum Leben zurückzurufen, wenn es nicht schon zu spät war.

»Der arme Mensch!« murmelte Minha.

»Signor Manuel, Signor Manuel, er atmet noch. Sein Herz schlägt. Sie müssen ihn retten.«

»Das stimmt in der Tat,« antwortete Manuel, »aber es war die höchste Zeit, daß wir dazu kamen.«

Der Gehängte war ein Mann von etwa 30 Jahren, ein Weißer, schlecht gekleidet und sehr abgemagert. Er schien viel gelitten zu haben.

Zu seinen Füßen lag eine leere Flasche, die er zu Boden geworfen hatte, und ein Kugelfänger, an dem der aus einem Schildkrötenkopf gemachte Fangbecher an einem Faden herabhing.

»Sich zu hängen! sich zu hängen!« rief Lina. »Und noch jung. Was mag den wohl dazu getrieben haben!«

Manuels Verfahren brachte den armen Teufel bald wieder zu sich. Er öffnete die Augen und räusperte sich so heftig, daß die verdutzte Lina einen Schrei nach dem andern ausstieß.

»Wer seid Ihr, mein Freund?« fragte ihn Benito.

»Ein Er-Gehängter, wie ich sehe.«

»Und Ihr Name –?«

»Warten Sie ein wenig, ich muß mich erst besinnen,« sagte er, indem er sich mit der Hand über die Stirn strich. »Ja! Ich heiße Fragoso, zu dienen, ich kann Sie, wenn ich dazu noch imstande bin, frisieren, koiffieren, rasieren, kurz, nach allen Regeln meiner Kunst behandeln. Ich bin ein Barbier oder, besser gesagt, der unglücklichste aller Figaros!«

»Und wie konnten Sie auf den Einfall kommen –?«

»Jenun, mein wackrer Herr!« antwortete Fragoso lächelnd. »Ein Augenblick der Verzweiflung, den ich aufrichtig bedauert haben würde, wenn es im Jenseits noch etwas zu bedauern gäbe! Aber wenn man noch 800 Meilen Landes durchlaufen soll, ohne eine Pataque in der Tasche, da kann einem schon das Herz in die Hosen fallen. Wahrscheinlich hätte ich eben die Courage verloren.«

Dieser Fragoso machte im Grunde einen guten und angenehmen Eindruck. Je mehr er sich erholte, um so mehr erkannte man, daß er von frohsinnigem Charakter war. Er war einer jener herumziehenden Barbieri, die am Ufer des obern Amazonas von Stadt zu Stadt wandern und den Negern, Negerinnen, Indianern, Indianerinnen die Vorteile ihres Gewerbes, von denen diese sehr eingenommen sind, zu gute kommen lassen.

Aber der arme Figaro hatte nichts mehr – befand sich in bitterem Elend – hatte 40 Stunden lang nichts gegessen – hatte sich obendrein in diesem Walde verirrt – und hatte daher einen Augenblick den Kopf verloren. Das Uebrige weiß man.

»Mein Freund,« sagte Benito zu ihm, »Sie werden mit uns nach der Fazenda von Iquitos kommen.«

»Mit Vergnügen!« antwortete Fragoso. »Sie haben mich abgeschnitten, und nun gehöre

ich Ihnen. Das hätten Sie eben bleiben lassen sollen.«

»Nun, teure Signora, war's nicht gut, daß wir weiter gingen?« fragte Lina.

»Freilich wohl!« antwortete das junge Mädchen.

»Ich hätte mir jedesfalls nie träumen lassen,« sagte Benito, »daß wir am Ende unseres Cipo einen Menschen finden würden.«

»Und obendrein einen Barbier in tausend Aengsten, der sich eben aufhängen will!« setzte Fragoso hinzu.

Der arme Teufel, der nun wieder auf den Beinen war, erfuhr nun, wie sich alles zugetragen hatte. Er dankte innig Lina für den guten Einfall, dieser Liane nachzugehen, und alle machten sich nun auf den Rückweg nach der Fazenda, wo Fragoso in einer Weise ausgenommen wurde, daß er nicht mehr Lust hatte und es

auch nicht mehr nötig hatte, noch einmal
einen so unglücklichen Entschluß zu fassen.

Achtes Kapitel. Die Jangada

Die halbe Quadratmeile Wald war abgeschlagen. Nun erwuchs für die Zimmerleute die Aufgabe, in Form eines Floßes die mehrere hundert Jahre alten Bäume am Strande zusammenzutragen.

Leichte Arbeit in der Tat! Unter Joam Garrals Leitung entfalteten die in der Fazenda bediensteten Indianer eine unvergleichliche Geschicklichkeit. Wenn es sich um ein Gebäude oder ein Wasserfahrzeug handelt, sind diese Eingebornen unstreitig wunderbare Arbeiter. Sie haben nur Beil und Säge und bearbeiten Holz, das so hart ist, daß die Schneide ihres Werkzeugs schartig wird, und ob sie nun Bäume vierkantig machen, Balken aus riesigen Stämmen schneiden, Planken oder Bohlen ohne Hilfe mechanischen Sägen herstellen sollen, alles wird unter ihrer behenden, geduldigen und mit wunderbarer natürlicher

Geschicklichkeit begabten Hand leicht fertig.

Die Baumstämme waren zunächst nicht in das Bett des Amazonasstromes gebracht worden. Joam Garral hatte die Gepflogenheit, anders zu verfahren. So wurde denn diese ganze Masse von Stämmen auf einem groben flachen Strande, den er am Zusammenfluß des Nanay und des Stromes noch hatte abtragen lassen, symmetrisch zurecht gelegt. Dort sollte nun die Jangada gebaut werden, dort sollte der Amazonas sie flott machen, wenn der Zeitpunkt gekommen war.

Hier ist ein erklärendes Wort am Platze über die Beschaffenheit dieses riesigen Wasserlaufes, der unter allen einzig dasteht, und über eine eigentümliche Naturerscheinung, von der die Anwohner sich durch den Augenschein haben überzeugen können.

Die beiden Flüsse, die vielleicht länger sind, als die brasilianische Hauptarterie, der

Nil und der Missouri-Mississippi, fließen, der eine von Süden nach Norden im afrikanischen Kontinent, der andere von Norden nach Süden durch Nordamerika. Sie durchschneiden also Gebiete, die unter verschiedenen Breitengraden liegen, und sind infolgedessen sehr verschiedenen Klimaten unterworfen.

Der Amazonasstrom dagegen hält sich in seinem ganzen Laufe, zum wenigsten von dem Punkt ab, wo er an der Grenze von Ecuador und Peru sich nach Osten wendet, zwischen dem vierten und zweiten Grad südlicher Breite. Daher ist dieses riesige Becken in seinem ganzen Verlauf unter dem Einfluß der gleichen klimatischen Bedingungen.

Es gibt daher zwei verschiedene Jahreszeiten mit um sechs Monate auseinanderliegenden Regenperioden. Im Norden Brasiliens fällt die Regenzeit in den September, im Süden dagegen in den März. Daher erfolgt das Steigen der Zuflüsse von rechts um ein halbes Jahr früher als das

Steigen der Zuflüsse von links. Hieraus ergibt sich, daß das Niveau des Amazonas sein Steigungsmaximum im Juni erreicht und dann bis zum Oktober langsam fällt.

Joam Garral wußte das aus Erfahrung, und diese Naturerscheinung wollte er dazu benutzen, die Jangada flott zu machen, nachdem sie am Flußufer bequem gebaut worden war. Der Amazonasstrom kann nämlich im Maximum um 40 Fuß über das mittlere Niveau steigen und im Minimum 30 Fuß unter dasselbe fallen. Dieser Umstand machte dem Fazendero die Arbeit leicht.

Unverzüglich wurde der Bau beendet. Die Stämme wurden ihrer Dicke nach niedergelegt, um nicht zu reden vom Grade ihrer Schwimmbarkeit, mit dem auch gerechnet werden mußte. Unter diesen schweren und harten Hölzern waren welche, deren spezifisches Gewicht dem des Wassers fast gleich ist.

Diese erste Lage sollte nicht aus aneinandergfügten Stämmen bestehen. Ein kleiner Zwischenraum war zwischen ihnen gelassen, und sie waren durch Querbalken verbunden worden, die die Festigkeit des Ganzen erhöhten. Taue aus »Piazaba« hielten sie zusammen mit der Haltbarkeit von Hanftauen. Dieses Material, aus den Zweigen einer an den Ufern des Stromes sehr häufigen Palmenart wird dort zu Lande allgemein verwendet. »Piazaba« schwimmt, ist wasserdicht und sehr leicht herzustellen. Es ist daher ein wertvoller Artikel, der bereits in den Handel mit der alten Welt Eingang gefunden hat.

Auf diese doppelte Reihe von Stämmen und Balken kamen die Bohlen und Planken, die den Boden der Jangada bilden und 30 Fuß über der Wasserlinie liegen sollten. Diese machten eine stattliche Zahl aus, was man ohne Mühe begreifen wird, wenn man berechnet, daß dieser Schleppzug von Holz 1000 Fuß lang und 60 Fuß breit war, was einen Umfang von 60 000 Quadratfuß ergibt. Es war in der Tat ein vollständiger

Wald, der auf diese Weise auf den
Amazonenstrom gebracht wurde.

Die Bauarbeiten wurden völlig unter Joam
Garrals Leitung vollendet. Als nach der
Fertigstellung die Frage der Einrichtung auf
die Tagesordnung gesetzt wurde, wurden
alle zu Rate gezogen, selbst der wackere
Fragoso.

Mit ein paar Worten ist über dessen neue
Lebenslage in der Fazenda Bericht erstattet.

Seit dem Tage, wo er von der
gastfreundlichen Familie aufgenommen
worden war, fühlte sich der Barbier im
siebenten Himmel. Joam Garral hatte ihm
das Anerbieten gemacht, ihn nach Para zu
bringen, wohin er unterwegs gewesen war,
als diese Schlingpflanze, wie er sagte, »ihn
am Halse gepackt und festgehalten habe«.
Fragoso hatte angenommen und sich von
ganzem Herzen bedankt, und seitdem
suchte er sich aus Dankbarkeit auf
tausenderlei Weise nützlich zu machen. Er
war übrigens ein sehr intelligenter Bursche,

ein Tausendkünstler, der zu allem geschickt war und alles gut machte. Ebenso lustig wie Lina, sang er in einem fort, machte einen Jux nach dem andern und war bald bei allen beliebt.

Aber der jungen Mulattin glaubte er am meisten zu Danke verpflichtet zu sein.

»Eine famose Idee haben Sie gehabt, Fräulein Lina,« sagte er immer wieder, »sich von einer Schlingpflanze führen zu lassen. Das ist ein hübscher Zeitvertreib, wenn man auch gewiß nicht immer einen armen Teufel von einem Barbier am Ende findet.«

»So spielt der Zufall, Signor Fragoso,« antwortete Lina lachend, »und Sie sind mir nicht im geringsten Dank dafür schuldig.«

»Wieso nicht? Ich schulde Ihnen doch das Leben, und ich wünschte, es möchte noch hundert Jahre währen, damit ich Ihnen noch länger Dank abstatten kann. Sehen Sie, es war mir nicht beschieden, mich zu

erhängen, aber wenn ich es versucht habe, geschah es aus Zwang. Ich hatte alles wohl bedacht und zog diesen Tod vor, als Hungers zu sterben oder gar, ehe ich ganz tot wäre, den wilden Tieren zur Mahlzeit zu dienen! So ist denn diese Liane ein Band zwischen uns beiden – und Sie können sagen –«

So bewegte die Unterhaltung sich gewöhnlich auf dem Boden der Freundlichkeit. Im Grunde seines Herzens war Frago so der jungen Mulattin innig dankbar dafür, daß sie die Anregung zu seiner Rettung gegeben hatte, und Lina war nicht unempfänglich für die Dankesbezeugungen des jungen Burschen, der so offenherzig, freimütig und hübsch war, ganz wie sie selber. Ihr freundschaftliches Verhältnis gab natürlich dem jungen Herrn, der alten Cybele und allen andern wohl auch Anlaß zu Scherzen.

Um zur Jangada zurückzukehren, so war nach erfolgter Besprechung der Beschluß gefaßt worden, sie so vollkommen und

bequem einzurichten, wie nur möglich, da die Reise mehrere Monate dauern sollte. Die Familie Garral bestand aus den Eltern, der Tochter, Benito und Manuel, und ihre Dienerinnen, Cybele und Lina, mußten eine Wohnung für sich haben. Zu dieser kleinen Welt kamen noch 40 Indianer, 40 Neger, Frago und der Lotse, der die Führung der Jangada übernehmen sollte.

Ein so zahlreiches Personal war für den Dienst an Bord gerade ausreichend: denn es handelte sich darum, durch alle Windungen des Stromes und zwischen Hunderten von Inseln und Inselchen hinzusteuern. Wenn der Strom auch die treibende Kraft gab, so doch nicht die erforderliche Richtung. Daher waren die 160 Arme erforderlich, die mittels langer Stangen den riesigen Holzschleppzug in gleicher Entfernung von beiden Ufern halten sollten.

Zuerst ging man daran, auf dem nach hinten gelegenen Teile der Jangada das Herrenhaus herzurichten. Es wurde auf fünf

Zimmer und eine große Eßstube eingerichtet.

Eins dieser Zimmer sollte für Joam Garral und seine Frau, ein anderes, in der Nähe ihrer Herrinnen, für Lina und Cybele, ein drittes für Benito und Manuel bestimmt sein. Minha sollte ein Zimmer für sich haben, das natürlich aufs behaglichste hergerichtet werden sollte.

Dieses Herrschaftshäuschen wurde aus ziegelartig übereinander gelegten Planken gebaut, die mit heißem Harz übergossen und so wasserdicht und vollständig haltbar gemacht worden waren. Fenster von der Seite und Fenster von vorn gaben ihm helles Licht. Vorn befand sich die Eingangstür, die in den gemeinsamen Vorraum führte. Eine leichte Veranda, die den Vorderteil gegen die direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen schützte, ruhte auf schlanken Bambusstäben. Das Ganze war mit frischer Ockerfarbe gestrichen, welche die Hitze zurückwarf,

anstatt sie einzusaugen, und so dem Innern eine mittlere Temperatur sicherte.

Aber als »der Riß«, wie man so sagt, nach den Plänen Joam Garrals angefertigt war, mischte Minha sich ein.

»Vater,« sagte sie, »jetzt, wo wir, dank deiner Arbeit, unter Dach und Fach sind, erlaubst du uns wohl, daß wir diese Wohnstätte nach unserm Geschmacke einrichten. Das Aeußere ist deine Sache, das Innere unsere. Mutter und ich wollen, daß es ganz so sei, als wenn wir die Reise in unserm Farmhause machten, so daß du glauben kannst, du hättest Iquitos gar nicht verlassen.«

»Handle nach deinem Belieben, Minha,« antwortete Joam Garral mit dem so oft an ihm bemerkbaren trübseligen Lächeln.

»Es wird reizend!«

»Ich verlasse mich auf deinen guten Geschmack, meine liebe Tochter!«

»Wir werden Ehre damit einlegen, Vater,«
antwortete Minha. »Wir sind es diesem
schönen Lande schuldig, durch das wir
reisen werden, diesem unsern Vaterlande,
wohin du nach langen Jahren der
Abwesenheit zurückkehrst!«

»Ja, Minha, ja!« erwiderte Joam Garral.
»Es ist fast so, als kehrten wir aus dem Exil
zurück – einem freiwilligen Exil. Tue dein
Bestes, mein Kind! Ich billige von
vornherein alles, was du anordnest!«

Dem Mädchen und der jungen Mulattin,
denen freiwillig Manuel und Fragozo
beistanden, fiel die Aufgabe zu, das Haus
innen zu schmücken. Mit etwas Phantasie
und künstlerischem Sinn gelang es ihnen
aufs trefflichste.

Innen wurden natürlich zunächst die
hübschesten Möbel der Fazenda aufgestellt.
Nach der Ankunft in Para sollten sie mit
irgend einer Egaritea auf dem
Amazonenstrom zurückgeschickt werden.
Tische, Bambusstühle, Rohrsofas, Etageren

aus geschnitztem Holz, kurz alles, was zum lachenden Mobiliar eines Tropenhauses gehört, fand seinen geschmackvollen Platz in dem schwimmenden Hause. Man merkte wohl, daß diese Tätigkeit der beiden jungen Männer von Frauenhänden geleitet wurde. Die Planken der Wände blieben keineswegs kahl. Sie verschwanden unter allerliebsten Behängen, sogenannten Tutorials, die aus kostbaren Baumrinden gefertigt werden. Sie werfen schwere Falten ganz wie Brokat und Damast, die feinsten und reichsten Stoffe moderner Ausstattung. Auf dem Boden der Stuben boten merkwürdig getigerte Jaguarfelle und dichte Affenpelze dem Fuße weichen Teppich. Leichte Vorhänge aus rötlicher Seide, die man aus dem »suma-uma« gewinnt, hingen an den Fenstern. Die von Moskitonetzen umgebenen Betten und die Kissen, Matratzen und Polster waren mit der frischen und elastischen Substanz gefüllt, die der Bombax im obern Becken des Amazonas liefert.

Ueberall auf den Etageren und Konsolen standen die reizenden Nippessachen, die aus Rio de Janeiro oder Belem stammten – der jungen Dame um so kostbarer, als sie von Manuel waren. Was gab es Hübscheres als diese Säckelchen, Geschenke einer lieben Hand, die, wortlos, doch redeten.

In einigen Tagen war das Innere hergerichtet, und man konnte wirtlich glauben, man befände sich im Hause der Fazenda selber. Man hätte sich kein anderes zum ständigen Wohnsitz wünschen können, so schön lag es unter den Bäumen am Rande des rauschenden Wassers. Wenn es zwischen den Ufern des Stromes hinglitt, war es wohl dazu angetan, selbst den malerischen Landschaften, die zu seinen Seiten sich entfalten würden, noch zur Zierde zu gereichen.

Es muß hinzugefügt werden, daß das Haus von nutzen einen ebenso reizenden Anblick bot. Auch hier hatten die jungen Leute einander an Geschmack und Phantasie überboten.

Vom Fuß bis zu den letzten Arabesken des Daches war das Haus unter Blättern verborgen: einem Dickicht von Orchideen, Bromelien, Kletterpflanzen, die alle blühten, und ihre Nahrung aus Kisten voll guter Pflanzenerde nahmen – welche wiederum im Grünen versteckt waren. Zwischen all diesen Pflanzen wand sich eine riesige Liane hin. Sie lief mehrmals um das Haus herum, heftete sich an alle Ecken, wand sich um alle Vorsprünge, teilte sich und warf ihre phantastischen Büschel hierhin und dorthin. Kurz, von dem Hause war nichts mehr zu sehen – es schien unter einem riesigen Blumenstrauß zu verschwinden.

Eine zarte Aufmerksamkeit, deren Urheber leicht zu erkennen ist, war es, das; das Ende dieses Cipo sich ans Fenster der jungen Mulattin klammerte. Man hätte sagen können, ein langer Arm reiche ihr einen Strauß allzeit frischer Blumen durch die Jalousie.

Alles war reizend, und Yaquita, ihre Tochter und Lina waren selbstverständlich sehr zufrieden.

»Wenn Ihr wollt,« sagte Benito, »pflanzen wir auch noch Bäume auf die Jangada.«

»Oh ja, Bäume!« rief Minha.

»Warum nicht?« sagte Manuel. »Wenn man sie mit guter Erde auf diese feste Plattform verpflanzt, so bin ich überzeugt, das; sie gedeihen werden, um so besser, als ein Wechsel des Klimas nicht für sie zu befürchten ist, da der Amazonasstrom unabänderlich unter dem gleichen Breitengrade verläuft.«

»Und treibt übrigens nicht der Strom,« setzte Benito hinzu, »täglich grüne Inselchen hinweg, die er vom Strande der Inseln oder vom eigenen Ufer losspült? Schwimmen sie nicht auf ihm hin mit ihren Bäumen, Büschen, Sträuchern, Felsen und Wiesen, um 800 Meilen von hier sich im Atlantischen Ozean zu verlieren? Warum

sollte sich unsre Jangada nicht in einen schwimmenden Garten verwandeln lassen?«

»Wünschen Sie einen Wald, Fräulein Lina?« fragte Fragoso, der alles für möglich hielt.

»Ja, einen Wald!« rief die junge Mulattin, »einen Wald mit seinen Vögeln, seinen Affen –“

»Seinen Schlangen, seinen Jaguaren?« setzte Benito hinzu.

»Seinen Indianern, seinen Nomadenstämmen!« ergänzte Manuel.

»Und selbst Menschenfressern!«

»Aber wo wollen Sie hin, Fragoso?« rief Minha, als sie den flinken Barbier den Strand hinauflaufen sah.

»Den Wald holen!« antwortete Fragoso.

»Nicht nötig, mein Freund,« antwortete
Minha lächelnd. »Manuel hat mir einen
Strauß beschert, und ich bin zufrieden. Es
ist wahr,« setzte sie hinzu, auf das unter
Blumen verborgene Haus deutend, »er hat
das Häuschen ganz in einem
Verlobungsbouquet verschwinden lassen.«

Neuntes Kapitel. Am fünften Juni Abends

Während das Herrschaftshäuschen gebaut wurde, beschäftigte sich Joam Garral mit der Fertigstellung der Gesinderäume, wo auch die Küche und die Vorratskammern errichtet werden sollten.

Es wurde Sorge getroffen, für Vorräte aller Art. In erster Linie wurde eine beträchtliche Menge von den Wurzeln jenes sechs bis zehn Fuß hohen Strauches, der das Maniokmehl, das Hauptnahrungsmittel der Einwohner dieser Gegenden, liefert, gesammelt.

Diese Wurzel enthält einen langen schwarzen Rettich und kommt in Knollen wie die Kartoffel. Wenn sie auch in den afrikanischen Regionen nicht giftig ist, so steht doch fest, daß sie in Südamerika einen sehr schädlichen Saft enthält, der zuvor durch Auspressen beseitigt werden muß.

Hierauf werden die Wurzeln zu einem Mehl zerrieben, das in verschiedener Art, selbst als Stärke, von den Eingeborenen verwendet wird.

Auf der Jangada war eine wahrhafte Niederlage von diesem nützlichen Produkt untergebracht, die für die allgemeine Ernährung bestimmt war.

Eine Herde Schafe war im Vorderteil der Jangada in einem besonderen Stall an Bord, und außerdem war an Fleischkonserven ein bestimmtes Quantum Presuntosschinken da, die in diesem Lande ganz ausgezeichnet sind. Außerdem rechnete man auf die Flinten der jungen Männer und einiger im Weidwerk bewanderten Indianer. An Wild würde es nicht fehlen – und sie würden noch weniger das Wild fehlen – auf den Inseln oder in den Wäldern an den Ufern des Amazonas.

Uebrigens mußte auch der Fluß reichlich den täglichen Bedarf decken: Krabben, die man schon eher Krebse nennen könnte;

»Tambagus«, die besten Fische dieses ganzen Beckens, von feinerem Geschmacke als der Lachs, mit dem sie bisweilen verglichen worden sind; »Pira-rucus«, mit roten Schuppen, groß wie Störe, die eingesalzen in beträchtlichen Mengen durch ganz Brasilien versandt werden; »Candirus«, sehr gefährlich zu fangen, aber gut zu essen; »Piranhas« oder »Teufelsfische«, mit roten Streifen und 30 Zoll lang; kleine und große Schildkröten, die es zu Tausenden gibt und die in hervorragendem Maße den Eingeborenen zur Nahrung dienen – all diese Produkte des Stromes sollten hin und wieder auf den Mittagstisch der Herrschaft und der Diener kommen.

Jeden Tag sollten, wenn es anging, Jagd und Fischerei regelmäßig betrieben werden.

Von den verschiedenen Getränken waren die besten des Landes in reichlichem Vorrat da: »Caysuma« oder »Machachera« vom Ober- und Unterlauf des Amazonasstromes, ein angenehmes Getränk von säuerlichem

Geschmack, das aus der gekochten Wurzel der süßen Maniok destilliert wird, brasilianisches »Beim«, eine Art Nationalschnaps, peruanisches »Chica«, das »Mazato« des Ucayali, das aus gekochten, gepreßten und ausgegorenen Bananen gewonnen wird, eine Art Pasta aus den Doppelkernen der » *Paullinia sorbilis*«, der Farbe nach richtige Schokoladentafeln, die zu Pulver zerrieben und in Wasser getan, ein ausgezeichnetes Getränk geben.

Und das war noch nicht alles. In diesen Gegenden gibt es eine Art dunkelvioletten Weines, der aus dem Saft der Assais-Palmen gemacht wird und den die Brasilianer wegen des aromatischen Geschmackes sehr schätzen. Auch war eine ansehnliche Zahl Frasken Die portugiesische »Fraske« enthält etwa zwei Liter. an Bord, die bei der Ankunft in Para ohne Zweifel leer sein würde.

Der besondere Keller der Jangada machte übrigens Benito Ehre, der sich selber zum

Oberkellermeister ernannt hatte. Einige hundert Flaschen Xeres, Setubal, Porto erinnerten an Namen, die den ersten Eroberern Südamerikas teuer waren. Der jugendliche Küfer hatte auch einige Ballons von je 15 bis 25 Liter von dem ausgezeichneten Tafia – einem Zuckerbranntwein, der ein wenig schärfer im Geschmack ist als der Nationalschnaps »Beiju« untergebracht.

Der Tabak war nicht von jener groben Sorte, mit dem sich gewöhnlich die Eingeborenen am obern Amazonas begnügen. Er kam direkt aus Villa Bella da Imperatiz, das heißt aus der Gegend, wo der geschätzteste Tabak von ganz Zentralamerika geerntet wird.

So war also hinten auf der Jangada das Herrschaftshaus mit seinem Zubehör, Küche, Vorratskammern und Kellern errichtet worden – das Ganze bildete einen für die Familie Garral und ihre persönlichen Bediensteten reservierten Teil.

Gegen die Mitte hin wurden an erster Stelle einige Baracken errichtet, die den Indianern und Schwarzen als Wohnung dienen sollten. Dieses Personal sollte hier ebenso wohnen wie auf der Fazenda und dabei doch stets den Anordnungen des Lotsen zur Verfügung stehen.

Aber um dieses ganze Personal unterzubringen, war eine gewisse Anzahl von Behausungen erforderlich, die der Jangada das Aussehen einer kleinen Stadt auf dem Wasser gaben. Und in der Tat war diese Stadt besser gebaut und mehr bewohnt als die meisten Weiler am oberen Amazonasstrom.

Für die Indianer ließ Joam Garral richtige Schutzdächer anbringen – eine Art Kajüten ohne Wände – deren Blätterdach von leichten Stämmen getragen wurde. Durch diese offenen Bauten ging die Luft frei und schaukelten die Hängematten, die innen aufgehängt waren. Hier wohnten die Eingebornen, unter denen einige Familien

mit Frauen und Kindern waren, genau so wie zu Lande.

Die Schwarzen hatten auf dem Floß ihre gewohnten Ajupas. Diese unterschieden sich von den Schutzdächern darin, daß sie an allen vier Seiten hermetisch geschlossen waren und nur an einer sich ein Eingang in die Hütte befand. Die Indianer, die gewohnt waren, in freier Luft und voller Freiheit zu leben, hatten sich an diese kerkerartigen Ajupas nicht gewöhnen können, während sie der Lebensart der Schwarzen entsprachen.

Vorn endlich erhoben sich wahre Docks, in denen die Handelsartikel aufgestapelt waren, die Joam Garral gleichzeitig mit dem Holz nach Belem brachte.

In diesen großen Magazinen war unter Benitos Leitung die reiche Ladung in ebenso trefflicher Ordnung untergebracht worden, als wenn sie sorgfältig im Rumpfe eines Schiffes verstaut worden wäre.

Den kostbarsten Teil dieser Ladung bildeten 7000 Arroben spanisches Gewicht = etwa 25 Pfund; die portugiesische Arrobe gilt noch mehr, nämlich gegen 32 Pfund. Kautschuk, denn von diesem Produkt war das Pfund damals 3 bis 4 Francs wert. Die Jangada trug auch 50 Zentner Sarsaparille, jene Art Smilax, die einen wichtigen Bestandteil des Ausfuhrhandels im ganzen Amazonenbecken bildet und mehr und mehr an den Ufern des Stromes seltener wird, da die Eingebornen bei der Ernte mit den Stengeln sehr unachtsam verfahren. Tunkabohnen, die in Brasilien unter dem Namen Cumarus bekannt sind und zur Bereitung ätherischer Oele dienen; »Sassafras«, aus dem ein kostbarer Wundbalsam gemacht wird, Ballen von farbstoffhaltigen Pflanzen, Kisten verschiedener Gummis, und ein Quantum kostbares Holz vervollständigten diese Ladung, die in den Provinzen von Para leicht und mit hohem Gewinn verkäuflich war.

Vielleicht wird man sich darüber wundern, daß an Indianern und Schwarzen nur die Zahl mitgenommen wurde, die zur Führung der Jangada erforderlich war. Wäre es nicht angebracht gewesen, eine größere Zahl mitzunehmen, falls von seiten eines der am Ufer hausenden Völkerstämme ein Angriff oder Ueberfall sich ereignete?

Dies wäre unnütz gewesen. Die Eingeborenen von Zentralamerika sind nicht zu fürchten, und die Zeiten, wo man sich ernsthaft gegen ihre Angriffe schützen mußte, sind vorüber. Die Indianer an den Ufern zählen zu den friedlichsten Stämmen, und die wildern haben sich vor der Zivilisation, die längs des Stromes und seiner Zuflüsse allmählich vorschreitet, zurückgezogen. Höchstens wären Negerflüchtlinge oder entronnene Sträflinge aus den Strafkolonien Brasiliens, Englands, Hollands oder Frankreichs zu fürchten gewesen. Aber diese Flüchtlinge treten sehr vereinzelt auf und streifen nur in kleinen Gruppen in den Wäldern oder Savannen herum. Die Jangada hätte jeden

Angriff von seiten dieser Waldläufer
erfolgreich zurückschlagen können.

Außerdem gibt es viele Posten am
Amazonas, viele Städte, Dörfer, Missionen.
Nicht mehr durch eine Wüste fließt der
riesige Wasserlauf, sondern durch ein
Becken, dessen Kolonisation von Tag zu
Tag sich entwickelt. Mit derartigen
Gefahren war daher nicht zu rechnen.

Um die Beschreibung der Jangada zu
beenden, brauchen nur noch zwei
andersartige Einrichtungen genannt zu
werden, die dem Floß ein malerisches
Aussehen verliehen.

Vorn befand sich das Häuschen des
Steuermanns. Wohlgemerkt, vorn, und nicht
hinten, wo gewöhnlich der Platz des
Steuers ist. In Wahrheit bedarf es bei dieser
Art der Wasserfahrt nicht eines
Steuerruders. Auf einen Zug von solcher
Länge hätten lange Skulls gar keine
Einwirkung gehabt, selbst wenn sie von
hundert kräftigen Armen geführt worden

wären. An den Seiten, mittels langer Stangen oder Stützen, die man gegen den Grund des Stromes stemmt, wird die Jangada im Strom gehalten oder wieder in den richtigen Kurs gebracht, wenn sie abtreibt. Auf diese Weise kann sie sich auch dem einen oder andern Ufer nähern, wenn aus irgend einem Grunde Halt gemacht werden soll. Einige Kähne und vollständig ausgerüstete Pirogen waren an Bord, mittels deren die Verbindung mit dem Ufer leicht hergestellt werden konnte. Die Aufgabe des Piloten bestand daher lediglich darin, die Strompassagen zu finden, die Stromabweichungen zu erkennen, Strudel zu vermeiden, Buchten, die günstige Anlegeplätze boten, aufzusuchen, und dazu mußte er seinen Platz vorn haben.

Wenn der Pilote der sachliche Lenker dieser riesigen Maschinerie war – konnte dieser Ausdruck nicht mit Recht angewendet werden? – so sollte eine andere Person der geistige Lenker sein: nämlich der Padre Passanha, das Haupt der Mission Iquitos.

Padre Passanha war 70 Jahre alt und ein wackrer Mann, ganz erfüllt von kirchlichem Eifer, ein mildtätiges, gutes Herz, und in diesem Lande, wo die Vertreter der Religion nicht immer ein Beispiel der Tugend geben, erschien er wie der vollendete Typus jener großen Missionare, die mitten in den wildesten Regionen der Welt so viel für die Zivilisation getan haben.

Seit 50 Jahren lebte Padre Passanha in Iquitos, in der Mission, deren Oberhaupt er war. Er war von allen geliebt und verdiente es. Die Familie Garral achtete ihn hoch. Er hatte die Tochter des Farmers Magalhaes und den jungen Mann, der in der Fazenda Aufnahme gefunden hatte, getraut. Er hatte ihre Kinder zur Welt kommen sehen, getauft, unterrichtet und hoffte auch ihnen noch den Ehesegen zu erteilen.

Padre Passanha war zu alt, um noch sein mühsames Amt auszuüben. Für ihn hatte die Stunde des Rücktritts geschlagen. Er sollte durch einen jüngern Missionar in

Iquitos abgelöst werden, und er wollte nun nach Para zurückkehren, um in einem jener für die alten Diener Gottes errichteten Klöster seine Tage zu beschließen.

Konnte ihm nun ein besseres Anerbieten gemacht werden, als den Strom mit der Familie, die wie seine eigene war, hinabzufahren? Der Vorschlag war ihm gemacht worden, und er hatte es angenommen, die Fahrt mitzumachen, in Belem angekommen, sollte dann er das junge Paar, Manuel und Minha, trauen.

Aber wenn auch Padre Passanha während der Reise am Familientisch seinen Platz haben sollte, hatte Joam Garral auch für ihn eine besondere Wohnung bauen wollen, und mit großer Sorgfalt hatten Yaquita und ihre Tochter sie behaglich eingerichtet. Gewiß hatte der gute Prediger noch nie eine so gemütliche Wohnung gehabt wie diese bescheidene Pfarre.

Immerhin aber genügte die Pfarre für Padre Passanha nicht. Er wollte auch eine Kapelle

haben.

In der Mitte der Jangada war daher eine Kapelle gebaut worden mit einem kleinen Glockenturm darüber.

Gewiß war sie sehr klein und hätte auch nicht alles Personal an Bord gefaßt, aber sie war reich verziert, und wenn Joam Garral auf diesem Floß genau so eingerichtet war wie zu Hause, so brauchte auch dem Padre Passanha der Tausch gegen seine ärmliche Kirche in Iquitos nicht leid zu tun.

So war der wunderbare Schleppzug beschaffen, der den ganzen Lauf des Amazonenstromes hinunterfahren sollte. Er lag da am Strande und wartete, daß der Fluß selber ihn flott machen würde. Nach den Berechnungen und Beobachtungen des Hochwassers konnte das nicht mehr lange dauern.

Am 5. Juni war alles fertig.

Am Tage zuvor war der Lotse angekommen, ein Mann von 50 Jahren. Er verstand seinen Beruf ausgezeichnet, trank aber gern. Joam Garral hielt trotzdem große Stücke auf ihn, da er schon mehrmals von ihm Flöße nach Belem hatte bringen lassen, ohne daß er es je zu bereuen gehabt hätte.

Uebrigens sah Araujo – so hieß er – immer am besten, wenn erst ein paar Glas von dem groben Tasia, der aus dem Zuckerrohr bereitet wird, ihm die Augen geklärt hatten. Er fuhr auch nie, ohne daß er einen Ballon voll solchen Schnapses mit sich nahm, dem er fleißig zusprach.

Schon seit mehreren Tagen stieg der Strom merklich. Mit jedem Augenblick ward das Niveau höher, und schon in den 24 Stunden, ehe das Maximum erreicht war, hatte das Wasser den Strand der Fazenda überflutet, allerdings noch nicht hoch genug, um das Floß zu heben.

Obwohl diese steigende Bewegung feststand und über die Höhe, die das Wasser

gegenüber dem sonstigen Stande erreichen mußte, kein Zweifel möglich war, so sahen doch alle Beteiligten der Entscheidungsstunde mit Spannung entgegen. Wenn die Fluten des Amazonasstromes aus irgend einer unerklärlichen Ursache nicht hoch genug stiegen, um die Jangada flott zu machen, konnte die ganze riesige Arbeit in der Tat noch einmal gemacht werden. Da aber eine Abnahme des Hochwassers schnell vor sich geht, hätten Monate vergehen können, ehe wieder so günstige Umstände eingetreten wären.

Am 5. Juni abends waren daher die künftigen Passagiere der Jangada beieinander auf einem Plateau, das um etwa 100 Fuß den Strand überragte, und warteten mit wohl erklärlicher Beklommenheit auf die Stunde.

Hier befanden sich Yaquita, ihre Tochter, Manuel Valdez, Padre Passanha, Benito, Lina, Fragoso, Cybele und ein paar der in

der Fazenda bediensteten Indianer und Schwarzen.

Fragoso vermochte nicht ruhig auf einem Fleck zu bleiben. Er lief hin und her, eilte zum Strand hinab, kam wieder zum Plateau hinauf, machte Merkpunkte und schrie laut Hurrah, wenn das Hochwasser diese Merkpunkte erreichte.

»Er wird flott, er wird flott,« rief er, »der Schleppzug, der uns nach Belem bringen soll, er wird flott, und sollten sich alle Schleusen des Himmels öffnen, den Amazonas zu schwellen.«

Joam Garral war mit dem Piloten und einer zahlreichen Mannschaft auf dem Floß. Er hatte die Aufgabe, alle notwendigen Maßregeln im Augenblick der Entscheidung zu treffen. Die Jangada war übrigens mit festen Tauen ans Ufer gebunden und konnte, wenn der Strom sie emporhob, nicht weggerissen werden.

Eine ganze Schar von 200 Indianern aus der Umgebung von Iquitos, die Bevölkerung des Städtchens selber nicht gerechnet, hatte sich eingefunden, um diesem interessanten Schauspiel beizuwohnen.

Alles sah zu, und tiefes Schweigen lag über der gespannten Menge.

Gegen 5 Uhr abends war das Wasser über einen Fuß höher als am Tage zuvor, und der Strand stand schon ganz unter Wasser.

Durch die Bretter des riesigen Floßes ging ein Beben, aber noch mußte das Wasser um ein paar Zoll steigen, wenn es ganz vom Boden emporgehoben werden sollte.

Eine Stunde lang steigerte sich dieses Beben. Auf allen Seiten knarrten die Bohlen. Nach und nach wurden die Stämme aus ihrem Sandbett emporgehoben.

Gegen ein halb sieben Uhr brach ein Freudengeschrei los. Die Jangada schwamm endlich, und die Strömung zog

sie nach der Mitte hin, aber mit Hilfe ihrer Taue richtete sie sich ruhig dem Ufer entlang in gerader Linie aus, und der Padre Passanha gab ihr den Segen, wie man über ein Meerschiff, dessen Schicksal in Gottes Händen liegt, den Segen spricht.

Zehntes Kapitel. Von Iquitos nach Pebas

Am folgenden Tage, dem 6. Juni, verabschiedeten sich Joam Garral und die Seinen vom Verwalter und dem Indianer- und Negergesinde, das auf der Fazenda zurückblieb. Um 6 Uhr morgens begaben sich alle Passagiere auf die Jangada – mit größerem Recht fast könnte man sagen alle Bewohner – und jeder ergriff Besitz von seiner Kabine oder richtiger, seinem Hause.

Der Augenblick der Abfahrt war gekommen. Der Pilot Araujo nahm seinen Platz vorn, und die Mannschaft trat mit ihren langen Stützen an.

Joam Garral überwachte mit Benito und Manuel das Abstoßen.

Auf Befehl des Lotsen wurden die Tauen gelöst, die Stangen gegen den Strand gestemmt, um die Jangada vom Ufer

wegzubringen, der Strom ergriff sie sogleich, und am linken Ufer entlang treibend, ließ sie die Inseln Iquitos und Parianta rechts liegen.

Die Reise war begonnen. Wo würde sie enden? In Para, in Belem, 800 Meilen von diesem kleinen peruanischen Dorfe, wenn die angenommene Route durch nichts abgeändert wurde! Wie würde sie enden? Das war das Geheimnis der Zukunft.

Das Wetter war herrlich. Ein frischer »Pampero« mäßigte die Sonnenglut. Es war dies einer der Juni- und Juliwinde, die von den einige hundert Meilen entfernten Cordilleren kommen, nachdem sie über die riesige Ebene von Sacramento hingezogen sind. Wenn die Jangada Masten und Segel gehabt hätte, hätte sie die Wirkung dieser Brise verspürt und ihre Geschwindigkeit sich vergrößert: aber bei den Windungen des Stromes und seinen jähen Ecken, bei denen doch alle Segel hätten gerefft werden müssen, hatte man auf diesen Vorteil verzichten müssen.

In einem so flachen Becken wie dem Amazonenstrom, das in Wahrheit nur eine unermessliche Ebene ist, kann das Gefälle nur gering sein. Man hat denn auch berechnet, daß zwischen Tabatinga an der brasilianischen Grenze und der Quelle des großen Wasserlaufs der Niveauunterschied einen Dezimeter auf die Meile nicht übersteigt. Es gibt auf der ganzen Welt keinen Flußlauf, dessen Neigung so gleich gering wäre.

Daraus folgt, daß bei mittlern Wasserstand die Schnelligkeit des Amazonenstromes nicht über zwei Meilen in 24 Stunden geschätzt wird, und zur Zeit der Trockenheit schätzt man sogar noch weniger. Indessen hat man sie zur Zeit des Hochwassers bis zu 30 und 40 Kilometer steigen sehen.

Glücklicherweise sollte die Jangada unter diesen günstigen Verhältnissen fahren, da sie aber schwer beweglich war, konnte sie nicht die Schnelligkeit des Stromes haben, der rascher dahin lief. Wenn daher in

Anschlag gebracht wurde, daß durch die Biegungen des Flusses, durch die zahllosen Inseln, die umfahren werden mußten, die Untiefen, die vermieden werden mußten, Verzögerungen verursacht wurden, wenn man ferner mit den Aufenthaltsstunden rechnete, die notgedrungen verloren gingen, wenn bei zu finsterner Nacht ein sicheres Steuern nicht möglich war, so konnte man nicht mehr als 25 Kilometer Fahrt auf 24 Stunden rechnen.

Die Oberfläche des Wassers ist übrigens keineswegs völlig frei. Bäume, die noch grün sind, Pflanzenteile, Inseln von Gras, die beständig von den Ufern losgerissen werden, bilden eine ganze Flottille von Strandgut, das der Strom mit sich reißt und das beständig eine schnelle Fahrt hindert.

Die Mündung des Nanay verlor sich bald hinter einem Vorsprung des linken Ufers mit seinem Teppich von rötlichem Gras, das von der Sonne versengt war.

Die Jangada hatte bald ihren bestimmten Kurs zwischen den zahlreichen malerischen Inseln eingeschlagen, deren man von Iquitos bis Puccalza etwa ein Dutzend zählt.

Araujo vergaß nicht, Gesicht und Gedächtnis vermittels seiner Flasche zu stärken, und steuerte sehr geschickt durch diesen Archipel. Auf sein Geheiß hoben sich gleichzeitig 50 Stangen an jeder Seite des Floßes und senkten sich wie automatisch wieder ins Wasser. Das war seltsam anzusehen.

Während dessen legten Yaquita, Lina und Cybele eine letzte Hand an alles, und die indianische Köchin machte das Frühstück zurecht.

Die beiden jungen Männer und Minha gingen in Gesellschaft des Padre Passanha auf und ab und hin und wieder blieb die junge Dame stehen, um die Pflanzen am Fuße des Herrschaftshauses zu begießen.

»Nun, Padre, kennen Sie eine angenehmere Art zu reisen?« fragte Benito.

»Nein, liebes Kind,« antwortete Padre Passanha. »So reist man tatsächlich mit aller Behaglichkeit eines Daheims.«

»Und ohne jede Strapaze!« setzte Manuel hinzu. »So legt man Hunderte von Meilen zurück.«

»Es wird dir also nicht leid tun, sagte Minha, »daß du die Reise mit uns zusammen angetreten hast. Kommt es dir nicht so vor, als führen wir auf einer Insel, die, vom Flußbett losgelöst, mit ihren Wiesen und Bäumen ruhig dahinschwömme? Bloß –«

»Was denn?« fragte Padre Passanha.

»Bloß daß wir, Padre, die Insel eigenhändig gebaut haben, sie gehört uns, und ich ziehe sie allen Inseln des Amazonas vor! Ich habe das Recht, stolz auf sie zu sein.«

»Ja, meine liebe Tochter,« antwortete Padre Passanha, »und ich erteile dir Absolution für dieses Gefühl des Stolzes! Uebrigens würde ich mir in Gegenwart Manuels nicht erlauben, dich auszuzanken.«

»Aber im Gegenteil!« antwortete das junge Mädchen heiter. »Manuel muß lernen, mich auszuzanken, wenn ich es verdiene. Er ist viel zu nachsichtig gegen mich kleines Ding, und ich habe viele Fehler.«

»Dann will ich diese Erlaubnis benutzen, liebe Minha,« sagte Manuel, »dich daran zu erinnern —«

»An was denn?«

»Daß du in der Bibliothek der Fazenda sehr fleißig studiert hast, und daß du mir versprochen hast, mich über den obern Amazonas ganz ausführlich zu unterrichten. Wir kennen ihn in Para nur sehr unvollkommen, und hier fährt die Jangada schon an mehreren Inseln vorüber, ohne

daß du daran denkst, mir ihre Namen zu sagen.«

»Wer könnte das!« rief das junge Mädchen.

»Ja, wer könnte das!« wiederholte Benito.
»Wer könnte die Hunderte von Namen im Tupi-Idiom behalten, die all diese Inselchen tragen. Darauf kennt sich niemand aus. Die Amerikaner sind mit ihren Inseln im Mississippi praktischer, sie numerieren sie einfach.

»Wie sie die Alleen und Straßen in ihren Städten numerieren!« sagte Manuel. »Offen gesagt, ich bin kein Freund von diesem Zahlensystem. Die Phantasie kommt dabei zu kurz weg, die 64. Insel, die 65. Insel, das sagt ebenso wenig wie die 6. Straße und die 3. Allee! Denkst du nicht auch so, Minha?«

»Ja, Manuel, mag mein Bruder darüber denken, wie er will!« antwortete das junge Mädchen. »Aber wenn wir auch ihre Namen nicht kennen, so sind die Inseln unseres Stromes doch wirklich schön! Sieh,

wie sie daliegen im Schatten dieser riesigen Palmen, deren Blätter tief herabhängen. Ein Gürtel von Rosen umschließt sie, zwischen denen selbst eine schmale Piroge kaum hindurchkommen würde. Und die phantastischen Wurzeln der Mangobäume stemmen sich gegen das Ufer wie die Tatzen eines ungeheuerlichen Bären! Ja die Inseln sind schön, aber so schön sie auch sind, sie können doch nicht so schwimmen wie unsre!«

»Meine kleine Minha ist heute ein wenig enthusiastisch!« bemerkte Padre Passanha.

»Ach, Padre,« rief das junge Mädchen, »ich bin glücklich, daß ich alles um mich her glücklich weiß.«

In diesem Augenblick hörte man Yaquitas Stimme, die Minha ins Haus rief.

Lachend lief das junge Mädchen weg.

»Sie werden da eine liebenswürdige Lebensgefährtin bekommen, Manuel,«

sagte Padre Passanha zu dem jungen Manne. »Die ganze Freude des Hauses nehmen Sie mit sich, mein Freund!«

»Wackre kleine Schwester!« sagte Benito. »Der Padre hat recht, wir werden sie wohl schmerzlich vermissen. In der Tat, wenn du sie nicht heiratest, Manuel – es ist noch Zeit – dann würden wir sie behalten können!«

»Sie wird Euch erhalten bleiben, Benito,« antwortete Manuel. »Glaube mir, die Zukunft – ich habe so eine Ahnung – wird uns alle vereinen!«

Dieser erste Tag verfloß gut. Frühstück, Mittagstisch, Siesta, Promenaden, alles ging vor sich, ganz als wären Joam Garral und die Seinen noch in der behaglichen Fazenda von Iquitos.

In diesen 24 Stunden kam man glücklich an den Mündungen der Rios Bacali, Chochio, Puccalpa auf der linken und der Rios Itinilari, Maniti, Moyoc, Tuyuca und den Inseln dieses Namens an der rechten Seite

vorüber. Da die Nacht mondhell war, brauchte nicht Halt gemacht zu werden, und das lange Floß trieb ruhig auf dem Spiegel des Amazonasstromes dahin.

Am 7. Juli fuhr die Jangada an den Ufern des Dorfes Puccalpa, auch Neu-Oran genannt, vorbei. Alt-Oran liegt 15 Meilen weiter stromabwärts am selben linken Flußufer und ist jetzt verlassen. Die aus Indianern der Mayorunas- und Orejon-Stämme bestehende Bevölkerung wohnt in der neuen Stadt. Die Stadt mit ihren Ufern ist höchst malerisch.

Den ganzen 7. Juni über blieb die Jangada am linken Ufer des Stromes und kam an mehreren unbekannten und unbedeutenden Zuflüssen vorbei. Kurze Zeit war sie in Gefahr, gegen die Spitze der Insel Sinicuro anzufahren, aber der Lotse, dem die Mannschaft wacker zur Seite stand, vermochte die Gefahr zu vermeiden und hielt sich in der Mitte des Stromes.

Am Abend kam man in Höhe einer ziemlich ausgedehnten Insel, der Napo-Insel, nach dem Fluß genannt, der sich an dieser Stelle nach Nordnordwest zieht und sein Wasser in einer etwa 800 Meter breiten Mündung dem Amazonasstrom zuführt, nachdem er die Gebiete der Cotos-Indianer vom Stamme der Orejonen bewässert hat.

Am Morgen des 7. Juni befand sich die Jangada in der Durchfahrt der kleinen Mango-Insel, die den Napo vorm Einfluß in den Amazonas in zwei Arme teilt.

Ein paar Jahre später sollte ein Franzose, Paul Marcoy, die Farbe des Wassers dieses Flusses untersuchen, die er mit Recht mit der dem grünen Opal eigenen Absinthfärbung vergleicht. Gleichzeitig berichtigte er einige von La Condamine angegebenen Messungen. Aber zu dieser Zeit war die Napomündung von der Hochflut merklich verbreitert, und reißend mischte sich sein von den Ostabhängen des Cotopaxi kommendes Wasser, brausend und

kochend, in die gelblichen Fluten des
Amazonenstromes.

Ein paar Indianer gondelten in der
Mündung dieses Wasserlaufes. Sie waren
kräftig gebaut und hochgewachsen, mit
langen wehenden Haaren, sie trugen durch
die Nasenflügel Palmenholzstäbchen, und
die Ohrläppchen waren bis zur Schulter
herab gezogen durch das Gewicht von
schweren Scheiben aus kostbarem Holz.
Ein paar Frauen waren bei ihnen. Keiner
bekundete Lust, an Bord zu kommen.

Nach ein paar Stunden kam die Stadt Bella
Vista, die an dem hier etwas niedrigen Ufer
liegt, in Sicht. Unter den schönen
Baumgruppen liegen die mit Stroh
gedeckten Häuser, auf die Bananen von
mittlerm Wuchse ihre breiten Blätter fallen
lassen.

Jetzt lenkte der Lotse, um bessern Kurs zu
haben, das Floß nach dem rechten Ufer,
dem er sich bisher noch nicht genähert
hatte. Das ging nur mit Schwierigkeiten, die

aber glücklich überwunden wurden,
nachdem er sich mehrmals mit Schnaps
gestärkt hatte.

Hierbei waren im Vorüberfahren einige der
zahllosen Lagunen von schwarzem Wasser
zu sehen, die am Amazonasstrom so
zahlreich sind und oft mit dem Strom gar
keine Verbindung haben. Eine davon, die
Lagune von Oran, war nicht sehr groß und
erhielt ihr Wasser durch einen breiten
Abzugskanal. In der Mitte des Bettes lagen
mehrere Inseln und einige kleine Inselchen
seltsam gruppiert, und am
entgegengesetzten Ufer bezeichnete Benito
die Lage des alten Oran, von dem man nur
noch einige ungewisse Spuren erkennt.

Zwei Tage lang hielt sich, je nachdem die
Strömung es erforderte, die Jangada bald
am rechten, bald am linken Ufer, ohne daß
sie irgendwo empfindlich angestoßen wäre.

Die Passagiere hatten sich an das neue
Leben schon gewöhnt. Joam Garral
überließ seinem Sohn die Sorge für alles,

was zum Geschäft der Expedition gehörte, und war meistens in seinem Zimmer, wo er sann und schrieb. Von dem, was er so schrieb, sagte er nichts, selbst seiner Frau nicht.

Benito, der seine Augen überall hatte, plauderte mit dem Lotsen und merkte sich den Kurs. Yaquita, ihre Tochter und Manuel bildeten meistens eine Gruppe für sich, bald unterhielten sie sich über Zukunftspläne, bald gingen sie spazieren, ganz wie sie es im Park der Fazenda getan hatten. Es war in der Tat ganz dasselbe Leben. Nur Benito fand das nicht, da er noch keine Gelegenheit hatte, dem Jagdvergnügen nachzugehen. Wenn die Wälder von Iquitos ihm fehlten mit ihrem Raubzeug, ihren Agutis, Peccaris, Kabiais, so flogen doch Vögel in Scharen an den Ufern umher und setzten sich sogar ohne Scheu auf die Jangada. Wenn es solche waren, die an Stelle von Wild auf die Tafel kommen konnten, so schoß Benito sie.

Als die Jangada endlich an der Stadt Omaguas und der Mündung des Ambiacu vorbei war, langte sie am Abend des 11. Juni in Pebas an und legte am Ufer an.

Da noch immer einige Stunden bis zum Einbruch der Nacht verblieben, fuhr Benito an Land, nahm den allzeit bereiten Fragoso mit und die beiden Jäger durchstreiften den Wald um diesen kleinen Flecken herum. Ein Aguti und ein Wasserschwein, sowie ein Dutzend Rebhühner, waren die reiche Beute dieses glücklichen Jagdausflugs.

In Pebas, wo man 260 Einwohner zählt, hätte Benito vielleicht ein paar Tauschgeschäfte mit den Laienbrüdern der Mission machen können, die zu gleicher Zeit Großkaufleute sind, aber diese hatten vor kurzer Zeit Ballen Salsaparille und eine Anzahl Arroben Kautschuk nach dem untern Amazonas gesandt, und ihr Magazin war leer.

Die Jangada fuhr bei Tagesanbruch weiter und gelangte in den kleinen Archipel, den

die Inseln Iatio und Cochiquinas bilden, nachdem die Stadt gleichen Namens zur rechten Seite hinter ihr geblieben war. Mehrere Windungen winziger Zuflüsse, die keinen Namen haben, sah man durch die zwischen den Inseln offenen Durchblicke auf der rechten Seite.

Ein paar Eingeborne mit rasiertem Kopf und Tätowierungen auf Wangen und Stirn, Metallscheiben in den Nasenflügeln und Unterlippen, kamen am Ufer vorübergehend zum Vorschein. Sie waren bewaffnet mit Pfeilen und Sarbacanen, machten aber davon keinerlei Gebrauch und versuchten nicht einmal mit der Jangada in Verkehr zu treten.

Elftes Kapitel. Von Pebas bis zur Grenze

An den folgenden Tagen verlief die Fahrt ohne Zwischenfall. Die Nächte waren so schön, daß der lange Holzschleppzug sich von der Strömung treiben ließ, ohne Halt zu machen. Die beiden malerischen Ufer des Flusses schienen an beiden Seiten an ihnen vorbeizuziehen, wie jene Theaterpanoramen, bei denen eine Kulisse die andere ablöst. Infolge einer optischen Täuschung, der das Auge unbewußt anheimfiel, schien es, als ob die Jangada zwischen den beiden sich bewegenden Ufern still läge.

Da nicht Halt gemacht wurde, konnte Benito nicht am Ufer auf die Jagd gehen; aber das Wildpret wurde durch den Fischfang vorteilhaft ersetzt. Das Wasser des Amazonas war reich an Fischen und andern Wassertieren, die der Jangada stundenlang folgten. Unter diesen waren

besonders bemerkenswert die riesigen »Pira-rucus« von 10 bis 12 Zoll Länge, die breite scharlachrote, geränderte Schuppen haben. Da ihr Fleisch jedoch nur von den Eingebornen gegessen wird, versuchte man nicht, diese Fische zu fangen, desgleichen nicht die graziösen Delphine, die sich zu Hunderten tummelten und mit dem Schwanze gegen die Planken des Floßes schlugen.

Am 16. Juni war die Jangada an einigen Untiefen glücklich vorbeigekommen, näherte sich bei der großen Insel San-Pablo dem Ufer und machte am Abend des folgenden Tages Halt bei der Stadt Moromoros, die am linken Ufer des Amazonenstromes liegt. 24 Stunden später war sie an den Mündungen des Atacoari und des Cocha, dann an dem »Furo« oder Kanal vorbeigefahren, der nach dem Cabello-Cochasee am rechten Ufer führt und befand sich in Höhe der Mission von Cocha.

Dies war das Land der Marahuas-Indianer – Leute mit wallendem Haar, die um den Mund eine Art Fächer von sechs Zoll langen Palmendornen tragen, was ihnen das Aussehen eines Raubtiers gibt – und in der Tat tun sie das, wie Paul Mocroy bemerkt, um dem Tiger ähnlich zu sehen, an dem sie vor allem Tollkühnheit, Kraft und Schlaueit bewundern. Mit diesen Marahuas erschienen einige Frauen, die Zigarren rauchten, indem sie das brennende Ende zwischen den Zähnen hielten. Alle gingen fast völlig nackt.

Die Mission von Cocha wurde damals von einem französischen Mönch geleitet, der den Padre Passanha besuchen wollte.

Joam Garral bereitete dem frommen Manne herzliche Aufnahme und lud ihn sogar ein, am Familientische Platz zu nehmen.

An diesem Tage gab es auch gerade ein Mittagsmahl, das der indianischen Köchin alle Ehre machte. Paguita und ihre Tochter taten daher alles, um den Mönch zum

Bleiben zu bewegen. Aber der Franziskaner mußte am selben Abend noch zu einem kranken Indianer nach Cocha. Er bedankte sich daher bei der gastfreundlichen Familie und verabschiedete sich, doch mußte er einige Geschenke annehmen, die von den Neubekehrten seiner Mission sicher mit Freuden entgegengenommen wurden.

Zwei Tage lang hatte der Lotse Araujo schweren Dienst. Das Flußbett erweiterte sich allmählich; aber die Inseln waren zahlreicher, und der durch diese Hemmnisse eingedrückte Strom war stärker. Mit größter Vorsicht mußte man zwischen den Inseln Caballo-Cocha, Tarapote und Cacao hindurchfahren. Es mußte mehrmals Halt gemacht und einigemal die Jangada sogar freigemacht werden, da sie auf Sand zu laufen drohte. Da war alle Welt mit bei der Arbeit, und unter diesen schwierigen Verhältnissen kam man am 20. Juni abends nach Nuestra Señora de Loreto.

Loreto ist die letzte peruanische Stadt am linken Ufer vor der brasilianischen Grenze. Es ist nicht mehr als ein einfacher Flecken von etwa 20 Häusern und liegt an einem leicht kupierten Strande.

Im Jahre 1770 wurde diese Mission von Jesuiten-Missionaren gegründet. Die Ticumas-Indianer, die dieses Gebiet im Norden des Flusses bewohnen, haben rötliche Haut, dichtes Haar und mit Streifen bemalte Gesichter. Männer und Frauen tragen nichts als Baumwollenstreifen, die sie um Brust und Lenden schlingen. Man zählt ihrer nur noch 200 – der klägliche Rest einer einstmals unter der Hand großer Häuptlinge mächtigen Nation.

In Loreto sind auch einige peruanische Soldaten und ein paar portugiesische Kaufleute, die mit Baumwolle, Pökelfischen und Salsaparille handeln.

Benito ging ans Land, um, wenn möglich, ein paar Ballen von dieser Smilaxart zu kaufen, die auf den Märkten am

Amazonenstrom stets sehr »gefragt« ist.
Joam Garral, noch immer mit einer Arbeit
beschäftigt, die seine ganze Zeit in
Anspruch nahm, ging nicht an Land.
Yaquita und ihre Tochter mit Manuel
blieben ebenfalls an Bord.

Die Moskitos von Loreto sind so
berüchtigt, daß sich selten jemand zum
Besuch der Stadt entschließt, wo er stets
diesen furchtbaren Zweiflüglern eine
Portion Blut abgeben muß.

Gerade hatte Manuel ein paar Worte über
diese Insekten gesprochen.

»Man behauptet,« sagte er, »daß die neuen
Arten, die die Ufer des Amazonenstromes
heimsuchen, sich in der Stadt Loreto ein
Stelldichein geben. Ich will es glauben,
ohne mich selber davon zu überzeugen. Ich
meine wirklich, diese verteuflten
Zweiflügler bewachen die brasilianische
Grenze besser, als die armen Teufel von
Soldaten, die wir am Strande sehen.«

Was Manuel von den Moskitos von Loreto sagte, war nur zu wahr. Als daher Benito nach abgeschlossenem Kauf an Bord zurückkehrte, waren sein Gesicht und seine Hände mit Tausenden von roten Flecken bedeckt.

»Abfahren, auf der Stelle abfahren!« rief Benito, »oder diese verdammten Legionen von Insekten überfallen uns, und auf der Jangada ist dann kein Bleibens mehr.«

Um also die Nacht nicht am Ufer zuzubringen, steuerte die Jangada wieder in den Strom.

Von Loreto ab bog der Amazonasstrom ein wenig nach Südosten zwischen den Inseln Arava, Cuyari und Urucutea. Die Jangada schwamm jetzt auf dem schwarzen Wasser des Cajarú, das sich mit der weißen Flut des Amazonas vermischt. Nachdem sie am Abend des 23. Juni an diesem linken Zufluß vorübergekommen war, fuhr sie friedlich an der großen Insel Jahuma entlang.

Ein Sonnenuntergang an völlig dunstfreiem Horizont kündigte eine jener schönen Tropennächte an, die die gemäßigten Zonen nicht kennen. Eine leichte Brise frischte die Luft auf. Am gestirnten Himmel ging der Mond auf und schuf auf einige Stunden Ersatz für die in diesen niedrigen Breiten fehlende Dämmerung. Aber zu dieser immerhin schon dunkeln Zeit leuchteten die Sterne in unvergleichlicher Reinheit. Die riesige Ebene des Stromgebietes schien sich im Unermeßlichen zu verlieren, wie ein Meer, und an den Enden dieser über 200 000 Milliarden Meilen messenden Achse erschienen im Norden der einzige Diamant des Polarsterns und im Süden die vier Brillanten des südlichen Kreuzes.

Die Bäume am linken Ufer und auf der Insel Jahuma hoben sich in schwarzen Umrissen ab. Nur an ihren unbestimmten Silhouetten waren die Stämme zu erkennen.

Auf der Jangada war all Personal auf dem Posten, aber in ruhender Haltung hingestreckt. Nur der Pilot stand vorn, und

seine hohe Gestalt war im ersten Schatten kaum zu sehen. Am Flaggenstock vorn auf dem Floß hing der brasilianische Wimpel schlaff herab, die Brise war nicht einmal stark genug, ihn zu bewegen.

Nach diesem Julitage saß die ganze Familie unter der Veranda, um die frische Luft, die jetzt draußen herrschte, zu atmen. So war es jeden Abend, und während Joam Garral schweigend zuhörte, plauderten die jungen Leute bis zur Schlafenszeit.

»Ach, unser schöner Strom! unser prächtiger Amazonas!« rief das junge Mädchen, deren Enthusiasmus über den großen amerikanischen Wasserlauf sich stets gleich blieb.

»In Wahrheit, ein unvergleichlicher Strom!« sagte Manuel, »und ich begreife jetzt all seine erhabenen Schönheiten! Wir fahren ihn hinunter, wie Orellana, wie Condamine es vor Jahrhunderten gemacht haben, und ich wundere mich nicht darüber, daß sie so

wunderbare Beschreibungen davon
gegeben haben.«

»Die gehören aber schon mehr ins Reich
der Fabel!« versetzte Benito.

»Mein Bruder!« antwortete in
vorwurfsvollem Tone das junge Mädchen.
»Mach unsern Amazonas nicht schlecht!«

»Fällt mir nicht ein, Schwesterchen, ich
erinnere nur daran, daß er seine Legenden
hat!«

»Ja, das ist wahr, die hat er, und
wundervolle obendrein!« erwiderte Minha.

»Was für Legenden?« fragte Manuel, »ich
muß gestehen, daß dieselben noch nicht
nach Para gedrungen sind, ich meinsten
wenigstens kenne sie nicht!«

»Aber was lernt Ihr denn eigentlich in
Belem auf der Schule?« fragte lachend das
junge Mädchen.

»Ich fange allmählich an, einzusehen, daß man dort gar nichts lernt!« antwortete Manuel.

»Wie, du weißt also neben vielen andern Fabeln nicht,« fuhr Minha in einem ernsthaften, und dabei doch scherzenden, Tone fort, »daß ein riesiges Reptil, das Minhocao, von Zeit zu Zeit den Amazonenstrom besucht und daß sein Wasser steigt oder fällt, je nach dem ob die Schlange in den Strom schwimmt oder ihn verläßt, so riesengroß ist sie.«

»Aber hast du dieses phänomenale Minhocao mal gesehen?« fragte Manuel.

»Ach nein!« antwortete Lina.

»Wie schade!« meinte Fragoso hinzusetzen zu sollen.

»Und die »Mae d'Agua«, fuhr das junge Mädchen fort, »das stolze furchtbare Weib, dessen Blick bezaubert und die Unklugen, die es ansehen, in die Tiefe zieht?«

»O, die Mae d'Agua existiert wirklich!« rief die naive Lina. »Sie soll sogar noch am Ufer herumgehen, aber wie eine Undine verschwinden, wenn man ihr nahe kommt.«

»Schön, Lina,« sagte Benito, »sobald du sie zu Gesicht bekommst, sage es mir.«

»Damit sie Sie ergreift und in die Tiefe ziehe! Nimmermehr, Signor Benito!«

»Sie glaubt es wirklich rief Minha.

»Es gibt auch viele, die an den Baum von Manaos glauben,« sagte jetzt Meister Fragoso, der immer bereit war, Lina in Schutz zu nehmen.

»Der Baum von Manaos?« fragte Manuel.
»Was hat es denn damit für eine Bewandtnis?«

»Signor Manuel,« antwortete Fragoso mit komischer Wichtigkeit, »anscheinend gibt es oder hat es einmal gegeben einen Turuma-Baum, der jedes Jahr zur gleichen

Zeit den Rio Negro hinunterschwamm, ein paar Tage in Manaus blieb und so nach Para kam. Er machte an allen Häfen Halt, wo die Eingeborenen ihn ehrfurchtsvoll mit kleinen Fahnen schmückten. In Belem angekommen, machte er Halt, kehrte um, schwamm den Amazonas hinauf, dann den Rio Negro und kehrte nach dem Walde zurück, aus dem er auf geheimnisvolle Weise gekommen war. Eines Tages hat man ihn an Land ziehen wollen, aber der Fluß ist tosend angeschwollen, und man hat es aufgeben müssen. Ein andermal hat der Kapitän eines Schiffes ihn harpuniert und wegzuschleppen versucht. Auch diesmal hat der Strom sich zürnend empört und die Taue zerrissen, und der Stamm ist wundersam entkommen.«

»Und was ist aus ihm geworden?« fragte die junge Mulattin.

»Auf seiner letzten Reise, Fräulein Lina,« antwortete Fragoso, »scheint er, statt den Rio Negro hinaufzuschwimmen, sich im Weg geirrt zu haben und den

Amazonenstrom aufwärts gegangen zu sein. Er ist nicht wieder gesehen worden.«

»O, wenn wir ihn fänden!« rief Lina.

»Wenn wir ihn treffen,« sagte Benito, »setzen wir dich drauf, Lina, er nimmt dich dann mit in seinen geheimnisvollen Wald, und du wirst selber eine sagenhafte Najade.«

»Warum nicht?« entgegnete das törichte Ding.

»Das sind ja Legenden in Menge,« sagte jetzt Manuel, »und ich gebe zu, Euer Strom ist dieser Sagen würdig. Aber es gibt auch Geschichten, die ebenso viel wert sind, und wenn ich nicht befürchtete, Euch alle traurig zu stimmen, denn diese ist wirklich betäubend, würde ich eine erzählen.«

»O, erzählen Sie, Signor Manuel!« rief Lina. »Ich habe Geschichten, bei denen man ein bißchen weinen kann, so gern!«

»Du und weinen, Lina!« rief Benito.

»Ja, Signor Benito, aber ich weine beim Lachen.«

»Na, dann schieß los, Manuel!«

»Es ist die Geschichte einer Französin, deren Leiden sich im 18. Jahrhundert an diesem Ufer abgespielt haben.«

»Wir sind ganz Ohr,« sagte Minha.

»Ich beginne,« sprach Manuel. »Als 1741 die beiden französischen Gelehrten Bouguer und La Condamine ausgesandt wurden, um einen Erdgrad unterm Aequator zu messen, wurde ihnen ein hervorragender Astronom namens Godin des Odonais beigegeben.

»Godin des Odonais reiste also ab, aber er reiste nicht allein nach der neuen Welt: er nahm seine junge Frau, seine Kinder, seinen Schwiegervater und Schwager mit.

»Alle Reisenden trafen in bester Gesundheit in Quito ein. Hier begann für Madame des Odonais die Reihe ihrer Leiden; denn in einigen Monaten verlor sie ein paar von ihren Kindern.

»Als Godin des Odonais gegen Ende des Jahres 1759 seine Arbeit beendet hatte, mußte er nach Cayenne. Nach dieser Stadt wollte er die Seinen nachkommen lassen, aber da der Krieg erklärt worden war, mußte er von der portugiesischen Regierung erst eine Vollmacht erbitten, laut welcher seine Frau und seine Angehörigen das Kriegsterrain passieren durften.

»Ist es wohl glaublich? Es vergingen mehrere Jahre, ohne daß diese Vollmacht ausgestellt wurde.

»Außer sich über diese Verzögerung, beschloß Godin des Odonais 1765, den Amazonenstrom hinaufzufahren, um seine Frau in Quito aufzusuchen, aber als er eben abreisen sollte, hielt eine plötzliche

Krankheit ihn zurück, und er konnte seine Absicht nicht ausführen.

»Inzwischen war aber sein Gesuch nicht erfolglos geblieben, und Madame des Odonais erfuhr endlich, daß der König von Portugal ihr die nötige Vollmacht ausstellen und ein Schiff für sie ausrüsten wolle, damit sie den Strom hinunterfahren und mit ihrem Manne zusammentreffen könne. Gleichzeitig hatte eine militärische Abteilung den Befehl erhalten, sie in den Missionen des obern Amazonas zu erwarten.

»Madame des Odonais war eine Frau von hohem Mute. Sie zögerte nicht, und so gefährlich eine solche Reise durch den ganzen Kontinent auch war, so reiste sie doch ab.«

»Das war ihre Pflicht als Gattin, Manuel,« sagte Yaquita, »und ich hätte dasselbe getan.«

»Madame des Odonais,« fuhr Manuel fort,
»begab sich nach Rio Bamba südlich von
Quito mit ihrem Schwager, ihren Kindern
und einem französischen Arzt. Es handelte
sich darum, die Missionen an der
brasilianischen Grenze zu erreichen, wo sie
das Schiff und die militärische Begleitung
antreffen sollte.

»Die Reise verlief zuerst glücklich. Aber
die Schwierigkeiten wuchsen allmählich
mit den Gefahren und Strapazen, obendrein
war das Land durch die Blattern verheert
worden. Von den wenigen Führern, die ihre
Dienste anboten, verschwand die Mehrzahl
schon nach einigen Tagen, und einer von
ihnen, der letzte, der den Reisenden treu
geblieben war, ertrank im Bobonasa, als er
dem französischen Arzt zu Hilfe kommen
wollte.

»Bald war das an den Felsen und
treibenden Baumstämmen fast
zertrümmerte Kanoe nicht mehr brauchbar.
Die Reisenden mußten an Land gehen, und
hier, am Rande eines undurchdringlichen

Waldes, mußte man dürftige Hütten aus Blättern bauen. Der Arzt erbot sich, mit einem Neger, der Madame des Odonais bis zum Tode treu ergeben war, voran zu gehen. Beide brachen auf. Man wartete mehrere Tage auf sie – doch vergebens! Sie kamen nicht wieder.

»Inzwischen gingen die Lebensmittel dem Ende zu. Die Verlassenen versuchten fruchtlos auf einem Floß den Bobonasa hinunter zu fahren. Sie mußten in den Wald zurück, und es blieb ihnen nichts weiter übrig, als durch das fast undurchdringliche Dickicht den Weg zu Fuß zu machen.

»Das waren zu gewaltige Strapazen für die armen Leute! Trotz der Fürsorge der tapfern Französin fiel einer nach dem andern. Nach wenigen Tagen waren ihre Verwandten, Kinder und Diener alle tot!«

»O, die unglückliche Frau!« rief Lina.

»Madame des Odonais war nun allein,« fuhr Manuel fort. »Sie war noch 1000

Meilen vom Ozean entfernt, den sie erreichen mußte. Nun war es nicht mehr die Mutter, die den Fluß suchte – die Mutter hatte ja ihre Kinder verloren, hatte sie mit eigenen Händen begraben – es war die Gattin, die ihren Mann wiedersehen wollte!

»Tag und Nacht wanderte sie, und endlich fand sie den Bobonasa wieder. Hier nahmen edelmütige Indianer sie auf und brachten sie in die Missionen, wo die Eskorte sie erwartete.

»Aber sie kam allein, und hinter ihr bezeichneten Gräber die Etappen ihres Weges!

»Madame des Odonais erreichte Loreto, wo wir vor ein paar Tagen waren. Von dieser peruanischen Stadt aus fuhr sie den Amazonenstrom hinunter, wie wir es jetzt tun, und endlich nach 19 Jahren der Trennung fand sie ihren Mann wieder!«

»Die arme Frau!« sagte das junge Mädchen.

»Vor allem arme Mutter!« setzte Yaquita hinzu.

In diesem Augenblick kam der Pilot Araujo nach hinten und sagte:

»Joam Garrak, wir befinden uns vor der Insel De la Ronde. Wir überschreiten die Grenze.«

»Die Grenze!« rief Joam.

Er erhob sich, trat an den Rand der Jangada und betrachtete lange die Insel, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, wie um eine Erinnerung zu verscheuchen.

»Die Grenze,« murmelte er, unwillkürlich den Kopf senkend.

Aber gleich darauf sah er wieder auf, und sein Gesicht war das eines Mannes, der fest entschlossen ist, eine Pflicht bis ans Ende zu erfüllen.

Zwölftes Kapitel.Fragoso in Tätigkeit

»Braza«, Glut, ist ein Wort, das sich schon im 12. Jahrhundert in der spanischen Sprache findet. Aus ihm ist das Wort »Brasil« gebildet worden, mit welchen gewisse, eine rote Farbe liefernde Holzarten bezeichnet werden: und daher stammt der Name Brasilien für dieses Riesengebiet Südamerikas, unter der Aequinoctial-Linie, in welchem dieses Holz vielfach vorhanden ist. Schon zur Zeit der Normannen war dieses Holz übrigens ein bedeutender Handelsartikel. Obwohl es in seiner Heimat »Ibirapitunga« heißt, hat es doch den Namen »Brasil« erhalten, und diesen Namen hat auch das Land erhalten, das unter den Strahlen der Tropensonne in der Tat eine unermessliche Glutfläche ist.

Die Portugiesen haben es zuerst besetzt. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ergriff der Seefahrer Alvarez Cabral Besitz davon.

Wenn sich später auch Frankreich und Holland an einigen Punkten niederließ, so blieb es doch portugiesisch und besitzt alle Vorzüge, die dieses tapfere Völkchen auszeichnen. Jetzt ist es der größte Staat Südamerikas, dem der kluge und kunstsinnige König Don Pedro Seit 21. Februar 1891 ist Brasilien ein Staatenbund unter einem auf 4 Jahre gewählten Präsidenten. In der Nacht vom 15. bis 16. Nov. 1889 wurde Don Pedro gezwungen, nach Europa abzureisen. vorsteht.

Der Krieg war bekanntlich lange Zeit das sicherste und schnellste Verbreitungsmittel der Zivilisation. Die Brasilianer verteidigten mit der Waffe in der Hand ihren Besitz, erweiterten ihn und stehen jetzt auf einer hohen Stufe der Zivilisation.

Im Jahre 1824, sechzehn Jahre nach der Gründung des portugiesisch-brasilianischen Kaiserreichs proklamierte Brasilien durch Don Juan, den die französischen Heere aus Portugal vertrieben hatten, seine Unabhängigkeit.

Nun mußte die Grenze zwischen dem neuen Kaiserreich und dem benachbarten Peru festgesetzt werden.

Das war nicht leicht.

Während Brasilien sich nach Westen bis zum Rio Nago ausdehnen wollte, beabsichtigte Peru, sich bis zum Ega-See, das heißt um 8 Grade nach Osten, zu vergrößern.

Aber mittlerweile mußte Brasilien zu den Waffen greifen, um einen zu Gunsten der spanisch-brasilianischen Missionen angezettelten Aufstand der Indianer des Amazonenstromes zu unterdrücken. Es konnte zur Wahrung seiner Interessen nichts Besseres tun, als die Insel de la Ronde ein Stück oberhalb von Tabatinga durch einen militärischen Posten zu besetzen.

Hiermit war zugleich eine Lösung der Grenzfrage gegeben, und seit dieser Zeit

geht die Grenze beider Länder mitten durch diese Insel.

Oberhalb der Grenze ist der Strom peruanisch und heißt, wie schon erwähnt, Maranon.

Unterhalb ist er brasilianisch und führt den Namen Rio das Amazonas.

Am 25. Juni abends machte die Jangada vor Tabatinga Halt. Diese erste brasilianische Stadt liegt am linken Ufer an der Mündung des Rio, nachdem sie benannt ist.

Joam Garral hatte beschlossen, 36 Stunden hier zu bleiben, um seinem Personal etwas Ruhe zu gönnen. Die Abfahrt sollte mithin erst am 27. morgens stattfinden.

Diesmal sprachen auch Yaquita und ihre Kinder, weniger bedroht vielleicht als in Loreto, den Moskitos des Landes anheimzufallen, die Absicht aus, an Land zu gehen und das Städtchen zu besichtigen.

Man schätzt die Bevölkerung auf 400 Einwohner, die fast alle Indianer sind, rechnet dabei aber ohne Zweifel die Nomaden mit, die lieber unstet umherziehen, als daß sie sich am Strom und seinen kleinen Nebenflüssen ansiedeln.

Vor einigen Jahren ist der Posten der Insel De la Ronde aufgehoben und nach Tabatinga selbst versetzt worden. Man kann die Stadt daher eine Garnison nennen, aber die Garnison besteht aus 9 Soldaten, die auch alle Indianer sind, und einem Sergeanten, der der wirkliche Ortskommandant ist.

Eine Anhöhe von 30 Fuß, zu der die Stufen einer nicht sehr standfesten Treppe hinaufführen, bildet den Wall der Esplanade, auf der die kleine Festung liegt. Die Stadt befindet sich am jenseitigen Abhang dieser Anhöhe. Ein Weg – eigentlich nur eine von Feigenbäumen und Miritis beschattete Schlucht – führt in wenigen Stunden dorthin. Hier erheben sich ein Dutzend mit Palmenblättern gedeckte

Häuser, die um einen in der Mitte befindlichen Platz gruppiert sind.

Dies alles ist nicht sonderlich sehenswert, aber die Umgebung von Tabatinga ist reizend, besonders an der Mündung des Yavary, in der der Archipel der Aramasa-Inseln liegt. Dieser Punkt ist einer der malerischsten am obern Amazonas.

Tabatinga dürfte übrigens in kurzer Zeit ein wichtiger Platz werden und wird sich ohne Zweifel schnell entwickeln. Hier werden die brasilianischen Dampfer auf ihrer Fahrt stromauf und die peruanischen Dampfer auf ihrer Fahrt stromab halten müssen. Hier werden die Ladungen ausgetauscht und die Passagiere umgebootet werden. Eine englische oder französische Stadt würde unter solchen Umständen in wenigen Jahren zu einem der bedeutendsten Handelszentren werden.

In diesem Teil seines Laufs ist der Strom sehr schön. Ebbe und Flut ist selbstverständlich in Tabatinga noch nicht

zu spüren, da es noch 600 Meilen vom Atlantischen Ozean entfernt ist. Anders verhält es sich jedoch mit der »Pororoca«, dieser Art Springflut, die zur großen Syzygien-Flut drei Tage lang das Wasser des Amazonas mit einer Schnelligkeit von 17 Kilometer in der Stunde zurücktreibt. Man behauptet in der Tat, daß diese phänomenale Flut sich bis zur brasilianischen Grenze erstrecke.

Am 26. Juni bestieg die Familie Garral die Boote, um die Stadt zu besuchen.

Wenn auch Joam, Benito und Manuel schon in mehreren Städten des brasilianischen Reiches gewesen waren, so hatten doch Yaquita und ihre Tochter noch keine gesehen. Wenn andererseits Frago in seiner Eigenschaft als wandernder Barbier schon durch die verschiedenen Provinzen von Mittelamerika gekommen war, so hatte doch Lina wie ihre junge Herrin überhaupt noch nicht brasilianischen Boden betreten.

Aber ehe sie die Jangada verließen, war Fragoso zu Joam Garral gegangen und hatte mit ihm folgende Unterredung gehabt.

»Herr Garral,« sagte er, »seit dem Tage, wo Sie mich auf der Fazenda von Iqitos aufgenommen, beherbergt, gekleidet, beköstigt, mit einem Wort so gastfreundlich bewirtet haben, schulde ich Ihnen –«

»Sie schulden mir absolut nichts, mein Freund,« antwortete Joam Garral.

»Schlagen Sie sich das aus dem Kopf.«

»O beruhigen Sie sich,« rief Fragoso, »ich bin gar nicht in der Lage, mich bei Ihnen abzufinden. Ich füge noch hinzu, daß Sie mich mit an Bord genommen und es mir so ermöglicht haben, den Amazonas hinunter zu fahren. Aber wir befinden uns jetzt auf brasilianischem Boden, den ich aller Wahrscheinlichkeit nach um ein Haar überhaupt nicht wiedergesehen hätte. Wäre die Liane nicht gewesen ...«

»Dafür haben Sie Lina zu danken, Lina allein,« sagte Joam Garral.

»Ich weiß,« antwortete Fragoso, »und werde nie vergessen, was ich schuldig bin, wie was ich Ihnen schuldig bin.«

»Es sieht fast so aus, Fragoso,« versetzte Joam, »als wollten Sie sich von mir verabschieden. Haben Sie die Absicht, in Tabatinga zu bleiben?«

»Keineswegs, Herr Garral, da Sie mir erlaubt haben, Sie bis Belem zu begleiten, wo ich, wie ich wenigstens hoffe, meinem früheren Gewerbe wieder nachgehen kann.«

»Nun, wenn Sie diese Absicht haben, was haben Sie dann für ein Anliegen?«

»Ich möchte Sie darum bitten, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich dieses Gewerbe unterwegs ausüben darf. Meine Hand darf nicht einrosten, und ein paar Handvoll Reis tun meiner Tasche auch

keinen Schaden, zumal wenn ich sie verdient habe. Sie wissen, Herr Garral, ein Barbier, der gleichzeitig ein bißchen Friseur ist und, aus Respekt vor Herrn Manuel wage ich es nicht zu sagen, auch ein bißchen Doktor, findet in diesen Städten am oberen Amazonas immer Kunden.«

»Besonders unter den Brasilianern,« sagte Joam Garral, »denn die Eingeborenen –«

»Ich bitte um Entschuldigung!« antwortete Fragoso. »Eben gerade vor allem unter den Eingeborenen. Freilich zu rasieren gibt's nichts, denn im Punkte dieser Manneszierde hat sich die Natur geizig gegen sie gezeigt, aber immer gibt es Haar zurechtzustutzen nach der neuesten Mode! Das lieben diese Wilden, Männer wie Frauen. Ich werde kaum zehn Minuten mit der Brennschere in der Hand auf dem Platze von Tabatinga zu stehen brauchen – die Brennschere lockt sie am meisten, und ich spiele damit verführerisch – so wird sich auch schon ein Kreis von Indianern und Indianerinnen um mich gebildet haben. Man reißt sich darum,

von mir frisiert zu werden. Wenn ich einen Monat bliebe, hätte sich der ganze Stamm der Tilunas von mir frisieren lassen. Rasch würde sich die Nachricht verbreiten, daß das »Kräuseleisen« – so nennen sie mich – wieder nach Tabatinga zurückgekehrt ist! Ich bin schon zweimal hier durchgekommen, und meine Schere und mein Kamm haben Wunder verrichtet. Man darf freilich nicht zu oft an denselben Platz kommen. Mesdames die Indianerinnen lassen sich nicht alle Tage frisieren wie die feinen Damen in den brasilianischen Städten. Nein, wenn es einmal gemacht ist, reicht es für ein Jahr, und ein Jahr lang nehmen sie sich aufs äußerste in acht, damit sie das Kunstwerk, das ich – ich wage es zu sagen – mit so viel Talent errichtet habe, nicht zerstören. Es ist bald ein Jahr her, daß ich in Tabatinga gewesen bin. Jetzt werde ich daher alle meine Monumente in Trümmern finden, und wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Garral, möchte ich mich noch einmal des Rufes würdig zeigen, den ich in diesem Lande erworben habe. Vor allem lockt mich die Aussicht auf

Verdienst, glauben Sie mir, und nicht die Eigenliebe.«

»Tun Sie es, mein Freund,« antwortete Joam Garral, »aber halten Sie sich dazu. Wir dürfen nur einen Tag in Tabatinga bleiben und reisen morgen bei Tagesanbruch weiter.«

»Ich werde keine Minute verlieren!« antwortete Fragoso. »Nur mein Handwerkszeug holen, und dann fort!«

»Gehen Sie, Fragoso,« sagte Joam Garral, »und möge es Reiß in Ihre Taschen regnen!«

»Ja, das wäre ein wohltuender Regen, der sich allerdings noch nie als Wolkenbruch über Ihren ganz ergebenen Diener ausgeschüttet hat!«

Mit diesen Worten eilte Fragoso davon.

Kurz darauf stieg die Familie mit Ausnahme Joam Garrals an Land. Die

Jangada hatte so nahe am Ufer vor Anker gehen können, daß die Boote ohne Schwierigkeit hinüber kamen.

Yaquita und die Ihren wurden von dem Kommandanten des Forts empfangen – einem armen Teufel, der jedoch die Gebote der Gastfreundschaft kannte und ihnen ein Frühstück in seiner Behausung anbot. Anstatt aber das Frühstück des Sergeanten anzunehmen, lud Yaquita im Gegenteil den Kommandanten und seine Frau zu Tisch auf die Jangada. Das ließ sich der Kommandant nicht zweimal sagen, und man verabschiedete sich um elf Uhr.

Yaquita, ihre Tochter, die junge Mulattin und Manuel gingen um das Fort herum spazieren, während Benito mit dem Sergeanten, der zugleich Chef der Zollstation war, die Angelegenheit der Durchfahrtsbestimmungen regelte.

Als dies erledigt war, begab Benito sich gemäß seiner Gewohnheit auf die Jagd in

den nahen Wäldern. Diesmal hatte Manuel sich geweigert, mit ihm zu gehen.

Inzwischen hatte auch Fragoso die Jangada verlassen. Anstatt aber zu dem Militärposten hinaufzugehen, begab er sich gleich nach der Stadt durch die rechts sich öffnende Schlucht. Er rechnete mit Recht mehr auf die Kundschaft der Eingeborenen in Tabatinga als auf die der Garnison. Ohne Zweifel hätten die Frauen der Soldaten sich auch nur zu gern seiner geschickten Hand anvertraut, aber die Soldaten hatten keine Lust, ein paar Reïs für die Liebhabereien ihrer koketten Eehälften auszugeben.

Bei den Eingeborenen war es ganz anders. Männer und Frauen würden ihn – der vergnügte Barbier wußte es wohl – mit Freuden begrüßen.

So begab sich denn Fragoso auf dem von schönen Feigenbäumen beschatteten Wege nach Tabatinga.

Kaum war er auf dem Platze in der Mitte der Stadt angelangt, so wurde er als der berühmte Barbier erkannt und umringt.

Alle Eingeborenen waren da, Männer, Frauen, Greise, Kinder, in ihrem ein wenig primitiven Kostüm, mit offenen Augen sahen sie zu, mit gespannten Ohren lauschten sie. Halb in portugiesischer, halb in Ticuna-Sprache pries der liebenswürdige Haarvirtuos im Tone seines lustigsten Humors ihnen seine Künste an.

Was er zu ihnen sagte, war das, was alle Marktschreier sagen, die ihre Dienste der Menge zur Verfügung stellen, ob sie nun spanische Figaros sind oder französische Friseure. Es war im Grunde dieselbe Dicktuerei, dieselbe Kenntniss der menschlichen Schwächen, dasselbe Spiel mit abgedroschnen Witzen, dieselbe belustigende Gewandtheit, und auf seiten der Eingeborenen dieselbe glotzende Erstauntheit, dieselbe Neugierde, dieselbe Leichtgläubigkeit, wie bei den Maulaffen der zivilisierten Welt.

Binnen kurzem war denn auch das Publikum Feuer und Flamme und drängte sich um Frago, der in einer Loggia auf dem Platze – einer als Schenke dienenden Butike – seinen fliegenden Laden aufgemacht hatte.

Und nun nahmen Männer und Frauen auf dem Barbierschemel Platz. Fragosos Scheren feierten freilich, da das ebenso reiche wie feine Haar nicht zu verkürzen war; aber desto mehr kamen Kamm und Brenneisen zur Anwendung!

Ohne Unterlaß sprach der Haarkünstler der Menge zu.

»Seht, seht,« sagt er, »wie das festsitzen wird, verehrte Kunden, wenn Ihr nicht direkt drauf schlaft. Das hält für ein Jahr, und diese Mode ist die neueste in Belem und Rio de Janeiro. Die Ehrendamen der Kaiserin werden nicht von kundigerer Hand bedient, und Ihr seht, ich geize nicht mit der Pomade.«

Nein! damit geizte er nicht! Es war freilich nur ein bißchen Fett, dem er ein wenig Blumensaft beimischte, dafür kleisterte das Zeug aber wie Zement.

So hätte man auch diese Monumente, die von der Hand Fragosos errichtet wurden und alle Verschiedenheiten der Architektur aufwiesen, in der Tat Haargebäude nennen können. Ringellocken, Röhrchen und Flechten und Zöpfchen, Kräusel und Schnörkel, Spiralen und Wickel – alles wurde angebracht. Dabei nichts Falsches – wie etwa ganze Touren oder Genicklöckchen oder bloß eingefügte Partien. Dieses Eingeborenen-Haar war kein durch Durchforsten oder Abschlag gelichteter Wald, sondern ein Urwald in all seiner ursprünglichen Jungfräulichkeit. Fragoso verschmähte es jedoch nicht, ein paar natürliche Blumen hinzuzutun, ein paar lange Fischgräten und schönen Schmuck aus Horn oder Kupfer, den ihm die Modedämchen des Ortes herbeibrachten.

Und nun regnete es Vatems und Händevoll
Reis – einzig gegen diese Münze geben die
Eingeborenen ihre Waren ab – in Fragosos
Tasche, der mit sichtlicher Befriedigung das
Geld kassierte. Aber sicher mußte es Abend
werden, ehe er die Wünsche einer stets sich
erneuernden Kundschaft hätte befriedigen
können. Denn nicht nur die Einwohner von
Tabatinga drängten sich an der Pforte der
Loggia, die Nachricht von Fragosos
Ankunft hatte sich rasch verbreitet. Die
Eingeborenen strömten herbei: Ticunas
vom linken Ufer, Mayorunas vom rechten,
ebenso die, die am Ufer des Cajuru
wohnten, wie die aus den Dörfern am
Yavary.

Eine große Schar Wartender stand aus dem
Platz in der Mitte. Die so glücklich waren,
schon frisiert worden zu sein, spazierten
stolz von einem Hause zum andern und
brüsteten sich. Freilich wagten sie dabei
nicht, sich allzu sehr zu bewegen.

Als es daher Mittag geworden war, hatte
der sehr geschäftige Coiffeur nicht Zeit

gefunden, zum Frühstück an Bord
zurückzukehren. Er mußte sich mit etwas
Assai, Maniokmehl und Schildkröteneiern
begnügen.

Kurz, die Ankunft des berühmten Fragoso
war ein Ereignis für die Stadt Tabatinga!

Dreizehntes Kapitel.Torres

Um 5 Uhr abends war Fragoso noch da. Er konnte nicht mehr und fragte sich schon, ob er nicht hier über Nacht bleiben müsse, um die Schar der Harrenden zu befriedigen.

In diesem Augenblicke betrat ein Fremder den Platz und schritt, als er diese Versammlung von Eingeborenen erblickte, an die Schenke heran.

Ein Weilchen betrachtete dieser Fremde Fragoso mit Aufmerksamkeit. Ohne Zweifel befriedigte ihn das Examen, denn er trat in die Loggia ein.

Der Mann war etwa 35 Jahre alt. Er trug ein elegantes Reisekostüm, das ihm sehr vorteilhaft stand. Aber sein starker schwarzer Bart, der sicherlich lange keine Schere gesehen hatte, und sein langes Haar bedurften dringend der Pflege eines guten Friseurs.

»Guten Tag, Freundchen, guten Tag!« sagte der Fremde, indem er Fragoso leicht auf die Schulter klopfte.

Als Fragoso diese Worte in reinem Brasilianisch hörte, drehte er sich um.

»Ein Landsmann?« fragte er, ohne in der Arbeit inne zu halten, die ihm eben der widerhaarige Kopf einer Mayoruna-Indianerin machte.

»Ja,« antwortete der Fremde, »ein Landsmann, der Ihrer Dienste bedarf.«

»Gern! sofort!« sagte Fragoso, »sobald ich mit »Madame« hier fertig bin.«

Das war mit zwei Zügen des Brenneisens getan.

Ogleich der zuletzt Angekommene nicht das Recht auf den leeren Platz hatte, setzte er sich doch auf den Schemel, und von den Eingeborenen erhob niemand Widerspruch.

Fragoso legte das Brenneisen weg und griff zur Schere. Gemäß der Gepflogenheit seiner Kollegen fragte er dann:

»Was wünscht der gnädige Herr?«

»Bart und Haar schneiden,« antwortete der Fremde.

»Zu dienen!« sagte Fragoso und fuhr mit dem Kamm in das dichte Haar seines Kunden.

Und sogleich begann die Schere ihre Arbeit.

»Sie kommen weither?« fragte Fragoso, der beim Arbeiten immer fleißig sprechen mußte.

»Ich komme aus der Gegend von Iquitos.«

»Sieh da, ganz wie ich!« rief Fragoso, »ich bin den Amazonenstrom von Iquitos bis Tabatinga hinuntergefahren! Darf man nach Ihrem werten Namen fragen?«

»O bitte sehr,« antwortete der Fremde, »ich heiße Torres.«

Als das Haar des Kunden nach der neuesten Mode geschnitten worden war, begann Fragoso ihm den Bart zu stutzen: aber als er ihm in diesem Augenblick genau ins Gesicht sah, stutzte er, setzte dann seine Arbeit fort und sagte endlich:

»Ei, Signor Torres, ich weiß nicht recht – ich glaube, ich kenne Sie von früher – haben wir uns nicht schon mal irgendwo gesehen?«

»Glaub's nicht!« antwortete Torres lebhaft.

»Dann irre ich mich,« antwortete Fragoso.

Und er schickte sich an, seine Tätigkeit zu vollenden.

Ein Weilchen darauf erneuerte Torres das Gespräch, das durch Fragosos Frage unterbrochen worden war.

»Wie sind Sie von Iquitos gekommen?«

»Von Iquitos nach Tabatinga?«

»Ja.«

»An Bord eines Holzschleppzuges, auf dem mich ein würdiger Fazendero, der mit seiner ganzen Familie den Amazonas hinunterfährt, mitgenommen hat.«

»Ah, sieh da, Freundchen!« rief Torres.
»Das nenn ich es gut treffen, und wenn Ihr Fazendero auch mich mitnehmen wollte –«

»Sie haben also auch die Absicht, stromabwärts zu reisen?«

»Freilich.«

»Bis Para?«

»Nein, nur bis Manaos, wo ich zu tun habe.«

»Nun, mein Wirt ist ein lebenswürdiger Mann, und ich glaube, er würde Ihnen gern diesen Dienst erweisen.«

»Glauben Sie?«

»Ich möchte sagen, ich bin davon überzeugt!«

»Und wie heißt dieser Fazendero?« fragte Torres gleichgültig.

»Joam Garral,« antwortete Fragoso.

Dabei murmelte er bei sich:

»Dieses Gesicht habe ich sicher irgendwo gesehen.«

Torres war nicht der Mann, ein Gespräch fallen zu lassen, das ihn nicht ohne Grund zu interessieren schien.

»Sie glauben also,« fragte er weiter, »daß Joam Garral mich auch mitnehmen würde?«

»Ich wiederhole, daß ich nicht daran zweifle,« antwortete Fragoso. »Was er für einen armen Teufel wie mich getan hat, das

wird er Ihnen, einem Landsmann, nicht abschlagen.«

»Ist er allein an Bord dieser Jangada?«

»Nein,« versetzte Fragoso, »ich sagte Ihnen bereits, daß er mit seiner ganzen Familie reist – lauter brave Menschen, versichre ich Ihnen – und eine Mannschaft von Indianern und Schwarzen begleitet ihn.«

»Ist der Fazendero reich?«

»Gewiß,« antwortete Fragoso, »sehr reich. Schon das Flößholz und die Ladung machen ein Vermögen aus.«

»Also hat Joam Garral mit seiner ganzen Familie die brasilianische Grenze überschritten?« fuhr Torres fort.

»Jawohl,« entgegnete Fragoso, »mit seiner Frau, seinem Sohn, seiner Tochter, und dem Bräutigam von Fräulein Minha.«

»Ah! Eine Tochter hat er auch?« fragte Torres.

»Ein reizendes Mädchen.«

»Und sie will sich verheiraten?«

»Ja, mit einem braven jungen Menschen,« antwortete Fragoso, »einem Militärarzt in der Garnison von Belem, mit dem sie gleich nach Beendigung der Reise getraut werden soll.«

»Sehr gut,« sagte Torres lächelnd, »man könnte das also eine Brautreise nennen.«

»Eine Brautreise, eine Vergnügungsreise und eine Geschäftsreise!« antwortete Fragoso. »Signora Yaquita und ihre Tochter haben noch nie brasilianisches Gebiet betreten, und auch Joam geht zum erstenmal über die Grenze hinüber, seit er auf die Farm des alten Magalhaes gekommen ist.«

»Ich nehme auch an,« sagte Torres, »daß die Familie von mehreren Dienern begleitet ist?«

»Gewiß,« versetzte Fragoso, »da ist die alte Cybele, die schon seit 50 Jahren auf der Farm ist, dann eine muntere Mulattin, Jungfer Lina, die eher die Gefährtin als die Dienerin ihrer jungen Herrin ist. Ach! was für ein reizendes Geschöpf! Was für ein Herz und was für Augen! Und auf was für Einfälle sie manchmal kommt, besonders was die Lianen anbetrifft ...«

Fragoso hätte, einmal an diesem Punkte angelangt, sicher sobald nicht aufgehört, und Lina wäre sicherlich der Gegenstand begeisterter Lobpreisungen gewesen, wenn Torres nicht vom Schemel aufgestanden wäre und einem andern Kunden Platz gemacht hätte.

»Was bin ich schuldig?« fragte er den Barbier.

»Nichts,« versetzte Fragoso. »Unter Landsleuten, die sich an der Grenze treffen, kann davon keine Rede sein.«

»Ich möchte aber doch –« begann Torres.

»Schön, dann rechnen wir später ab, an Bord der Jangada.«

»Aber ich weiß nicht,« erwiderte Torres, »ob ich es wagen darf, Joam Garral darum zu bitten –«

»Machen Sie sich keine Kopfschmerzen!« rief Fragoso. »Ich werde mit ihm darüber sprechen, wenn Ihnen das lieber ist, und er wird sich sehr glücklich schätzen, Ihnen damit von Nutzen sein zu können.«

In diesem Augenblick erschienen Manuel und Benito, die nach dem Mittagstisch in die Stadt gegangen waren, auf dem Platz vor der Schenke. Sie wünschten Fragoso in seiner berufsmäßigen Tätigkeit zuzusehen.

Torres hatte sich nach ihnen umgedreht und rief plötzlich:

»Ah, da kommen zwei Männer, die ich kenne oder vielmehr wiedererkenne.«

»Sie haben die beiden schon gesehen?«
fragte Fragoso erstaunt.

»Ganz gewiß!! Sie haben mir einmal im
Walde von Iquitos aus großer Verlegenheit
geholfen.«

»Aber das ist ja gerade Benito Garral und
Manuel Valdez.«-

»Ich weiß. Sie haben sich mir vorgestellt,
aber ich hatte nicht erwartet, sie hier wieder
zu treffen.«

Torres trat jetzt auf die jungen Männer zu,
die ihn ansahen, ohne ihn
wiederzuerkennen.

»Sie erinnern sich meiner nicht, meine
Herren?« fragte er sie.

»Warten Sie,« antwortete Benito. »Herr
Torres, wo mir recht ist. Sie waren der Herr,
der im Walde von Iquitos einige
Schwierigkeiten hatte mit einem Guariba?«

»Ganz recht, meine Herren,« erwiderte Torres. »Seit sechs Wochen wandere ich den Amazonasstrom hinab und bin zur selben Zeit wie Sie über die Grenze gekommen.«

»Freut mich sehr. Sie wiederzusehen,« sagte Benito, »aber Sie haben doch wohl nicht vergessen, daß ich Sie auf die Fazenda meines Vaters eingeladen habe?«

»Keineswegs,« antwortete Torres.

»Und Sie hätten ruhig meine Einladung annehmen können, mein Herr! Dann hätten Sie bis zu unserer Abreise warten und sich die Strapazen eines so langen Marsches sparen können. Denn wir hätten Sie bis zur Grenze mitgenommen.«

»Allerdings,« sagte Torres.

»Unser Landsmann will noch weiter,« mischte sich Fragoso ein, »er will bis Manaos.«

»Nun, wenn Sie mit an Bord der Jangada kommen wollen,« sagte Benito, »so werden Sie gern aufgenommen werden, und ich bin überzeugt, daß mein Vater es als seine Pflicht ansehen wird, Sie mitzunehmen.«

»Sehr gern!« antwortete Torres, »und Sie erlauben mir wohl, Ihnen schon im voraus zu danken?«

Manuel hatte an der Unterhaltung nicht teilgenommen. Er ließ den lebenswürdigen Benito sein Anerbieten stellen und beobachtete aufmerksam Torres, dessen Gesicht ihm gar nicht gefiel. Den Augen dieses Mannes fehlte es in der Tat völlig an Offenheit, sein Blick wich beständig aus, als scheue er sich, einen festen Punkt zu nehmen. Aber Manuel behielt diesen Eindruck für sich, da er einem Landsmann, dem eine Gefälligkeit erwiesen werden sollte, nicht schaden wollte.

»Meine Herren,« sagte Torres, »wenn es Ihnen recht ist, bin ich bereit, Ihnen zu folgen.«

»Kommen Sie!« sagte Benito.

Eine Viertelstunde später war Torres an Bord der Jangada. Benito stellte ihn Joam Garral vor, indem er ihm erzählte, unter welchen Umständen er ihn schon einmal gesehen hätte, und fragte, ob Torres bis Manaos mitfahren könne.

»Ich schätze mich glücklich, Ihnen diesen Dienst erweisen zu können,« antwortete Joam Garral.

»Ich danke Ihnen,« sagte Torres.

Schon wollte er dem Fazendero die Hand hinstrecken, aber unwillkürlich hielt er inne.

»Morgen bei Tagesanbruch fahren wir ab,« setzte Joam Garral hinzu, »Sie haben also Zeit, sich an Bord einzurichten.«

»O, das wird bald geschehen sein!« erwiderte Torres. »Wie ich gehe und stehe – das ist alles.«

»Sie sind hier zu Hause,« sagte Joam Garral.

Noch am selben Abend bezog Torres eine Kabine neben derjenigen des Barbiers.

Erst um 8 Uhr kehrte dieser zur Jangada zurück und stattete der jungen Mulattin Bericht darüber ab, wieviel er eingenommen habe. Nicht ohne einigen Stolz teilte er ihr mit, daß der Ruf des berühmten Fragoso im Becken des obern Amazonas noch zu voller Blüte gedeihen werde.

Vierzehntes Kapitel. Weiter stromab

Am folgenden Morgen, dem 27. Juni, wurden mit Tagesanbruch die Taue gelöst, und die Jangada setzte ihre Fahrt stromab fort.

Nun eine Persönlichkeit mehr an Bord.

Wo kam dieser Torres eigentlich her? Man wußte es nicht. Und wohin wollte er? Nach Manaos, hatte er gesagt.

Torres hatte sich übrigens gehütet, weder von seiner Vergangenheit etwas ahnen zu lassen, noch von dem Gewerbe, dem er noch vor wenigen Monaten nachgegangen war, und niemand konnte ahnen, daß die Jangada einem ehemaligen Buschhauptmann Unterkunft gewährt hatte.

Joam Garral wollte nicht durch aufdringliche Fragen dem Manne, dem er

eben einen Dienst erwiesen hatte, zu nahe treten.

Indem er ihn an Bord nahm, hatte der Fazendero einem Drang der Menschlichkeit nachgegeben.

Besonders zu dieser Zeit, wo noch keine Dampfer auf dem Strom verkehrten, war es sehr schwer, in diesen Amazonenwüsten sichere und schnelle Beförderungsmittel zu finden.

Fahrzeuge fuhren noch nicht regelmäßig und größtenteils war der Reisende gezwungen, zu Fuß durch die Wälder zu ziehen.

So hätte auch Torres seinen Weg zurücklegen müssen, und es war ein unverhoffter Glücksumstand, daß er an Bord der Jangada gekommen war.

Seit Benito erzählt hatte, unter welchen Umständen er Torres getroffen hatte, war der Fremdling eingeführt und konnte sich

nun wie der Passagier eines transatlantischen Dampfers an dem gemeinsamen Leben beteiligen, wenn es ihm paßte, oder für sich bleiben, wenn er nicht für Geselligkeit schwärmte.

An den ersten Tagen wenigstens hatte es den Anschein, als wolle Torres keine intime Stellung zur Familie Garral einnehmen. Er hielt sich sehr zurück, antwortete, wenn er nach etwas gefragt oder angesprochen wurde, stellte aber selber nie Fragen und begann auch nie selber ein Gespräch.

Wenn er irgendwem gegenüber mehr aus sich heraus ging, so tat er es gegenüber Fragoso.

Verdankte er nicht diesem lustigen Gefährten den Einfall, auf der Jangada mitzufahren? Bisweilen fragte er ihn über die Verhältnisse der Familie Garral in Iquitos aus oder erkundigte sich, wie Braut und Bräutigam zueinander stünden, und auch dies tat er stets mit größter Vorsicht.

Größtenteils war er, wenn er nicht allein vorn auf der Jangada auf und abging, in seiner Kabine.

Die Mahlzeiten nahm er mit Joam Garral und den Seinen ein, aber an der Unterhaltung nahm er nur geringen Anteil, und gleich nach beendeter Mahlzeit zog er sich zurück.

Während des Vormittags fuhr die Jangada durch die malerische Inselgruppe, die in dem riesigen Aestuarium des Yavary liegt. Dieser wichtige Nebenfluß des Amazonasstroms verfolgt in scharf südwestlicher Richtung einen Lauf, der vom Quell bis zur Mündung von keinem Inselchen und keiner Stromschnelle unterbrochen wird. Diese Mündung ist etwa 3000 Fuß breit und liegt wenige Meilen oberhalb der Stelle, wo ehemals die Stadt gleichen Namens sich befand, um deren Eigentum sich Spanier und Portugiesen lange Zeit gestritten haben.

Bis zum 30. Juni morgens trug sich auf der Reise nichts Bemerkenswertes zu. Bisweilen begegnete man einigen Fahrzeugen, die am Ufer entlang glitten, eins ans andere gehängt, so daß ein Eingeborner allein sie alle vorwärts bewegen konnte.

» *Navigar de bubina*« bezeichnen die Eingeborenen diese Art zu fahren, das heißt zu deutsch »Fahrt des Vertrauens«.

Bald war man an der Insel Araria, dem Archipel der Calderon-Inseln, der Insel Eapiatu und vielen andern vorbei, deren Namen noch nicht zur Kenntnis der Geographen gelangt sind.

Am 30. Juni bezeichnete der Lotse am rechten Ufer die kleine Stadt Jurupari-Tapera, wo ein paar Stunden Halt gemacht wurde.

Manuel und Benito gingen in der Umgebung auf Jagd und brachten etwas

Geflügel mit, das in der Küche freudig in Empfang genommen wurde.

Gleichzeitig war es den jungen Leuten gelungen, ein Tier zu fangen, das ein Naturforscher mit mehr Interesse betrachtet hätte, als es die Köchin der Jangada tat.

Dies war ein Vierfüßler von dunkler Farbe, der einem großen Neufundländer ähnelte.

»Ein großer Ameisenfresser!« rief Benito, indem er ihn auf die Jangada warf.

»Und zwar ein prächtiges Exemplar,« setzte Manuel hinzu, »das jedem Museum zur Zierde gereichen würde!«

»Hat es Euch Mühe gemacht, dieses seltsame Tier zu erlegen?« fragte Minha.

»Ei freilich, Schwesterchen,« antwortete Benito, »und du warst auch nicht da, um Gnade für ihn zu bitten. Ah, dieses Viehzeug hat ein zähes Leben, und es

waren drei Kugeln nötig, den hier zur Strecke zu bringen.«

Dieser Ameisenfresser war prächtig mit seinem langen graugesprenkelten Schwanz, der spitzen Schnauze, die er in die Ameisenhaufen steckt: seinen langen magern Pfoten, die scharfe, 5 Zoll lange Krallen haben, welche sich wie die Finger einer Hand zusammenballen können. Aber was für eine Hand ist so eine Ameisenfresserpfote! Wenn sie etwas festhält, muß man sie abhacken, ehe sie es losläßt. Mit Recht hat der Reisende Emile Correy sagen können, »die Umklammerung dieser Krallen könne selbst einen Tiger töten«.

Nachdem die Jangada durch zahlreiche Inseln gefahren war, die zu allen Jahreszeiten in herrlichem Grün stehen und von prächtigen Bäumen beschattet sind und unter denen die Inseln Jurupari, Rita, Maracanatena und Cururu-Sapo die bedeutendsten sind, langte man am 2. Juli am Fuße von San-Pablo d'Olivenca an.

An den Mündungen mehrerer Iguarapes oder kleiner Zuflüsse mit schwarzem Wasser war man bis hierher vorbeigekommen.

Die Färbung dieses Wassers ist eine eigentümliche Naturerscheinung und einer Anzahl von Nebenflüssen, teils mehr, teils minder bedeutender, zu eigen.

Manuel machte darauf aufmerksam, wie satt der Ton dieser Farbe sei, da man sie deutlich auf der Oberfläche des weißlichen Wassers des Stromes sehen könne.

»Man hat diese Färbung auf verschiedene Weise zu erklären versucht,« sagte er, »ich glaube aber nicht, daß selbst die größten Gelehrten bis jetzt eine zufriedenstellende Erklärung gesunden haben.«

»Tiefes Wasser ist tatsächlich schwarz mit einem wunderbaren Goldschimmer,« sagte das junge Mädchen, indem sie auf eine leichte braunrote Welle zeigte, die sich an der Jangada brach.

»Ja,« erklärte Manuel, »und schon Humboldt ist ganz wie uns dieser sonderbare Schimmer aufgefallen. Aber wenn man genauer hinsieht, erkennt man, daß in dieser Färbung vor allem die Farbe des Tintenfisches vorherrscht.«

»Schön!« rief Benito, »also schon wieder ein Phänomen, über das die Gelehrten sich nicht einig sind.«

»Vielleicht könnte man da um Rat fragen bei den Kaimans, Delphinen und Lamantinen,« bemerkte Fragoso, »denn diese treiben sich mit Vorliebe in dem schwarzen Gewässer herum.«

»Das steht fest, daß diese Tiere sich besonders dorthin ziehen,« antwortete Manuel. »Aber warum? Das läßt sich nicht leicht sagen. Rührt diese Färbung nun daher, daß dieses Wasser eine Lösung von Kohlenwasserstoff enthält; oder auch daher, daß es über Torfboden und Kohlen- und Anthrazit-Lager fließt; oder sollte man nicht die Ursache in der riesigen Menge an

mikroskopischen Pflanzen, die diese Gewässer mit sich führen, zu suchen haben? vergl. Alexander von Humboldts Mitteilungen. Darüber ist nichts Gewisses bekannt. Jedenfalls ist das Wasser ausgezeichnet zu trinken, von angenehmer Frische in diesem Klima, ohne Nachgeschmack, und nicht im geringsten schädlich. Nimm ein wenig und trinke davon, meine liebe Minha, du kannst es ohne Schaden tun.«

Das Wasser war wirklich klar und frisch. Es hätte die so viel begehrten Tafelwasser in Europa ersetzen können. Ein paar Eimer wurden für den Gebrauch in der Küche geschöpft.

Wie gesagt, war am 2. Juli morgens die Jangada in San Pablo d'Olivencia angelangt, wo Rosenkränze zu Tausenden hergestellt werden, deren Perlen aus den Schalen des » loco de piassaba« gemacht werden. Hiermit wird ein schwunghafter Handel getrieben.

Vielleicht erscheint es sonderbar, das; die ehemaligen Beherrscher dieses Landes, die Tupinambas, die Tupiniquis, dahin gelangt sind, die Fabrikation dieser Gegenstände des katholischen Kultus zu ihrer Hauptbeschäftigung zu machen. Aber diese Indianer sind eben nicht mehr die Indianer von ehemdem.

Anstatt das Nationalkostüm zu tragen mit dem Stirnschmuck von Arasfedern, Bogen und Sarbacanen, haben sie die amerikanische Kleidung angenommen, die weiße Hose und den baumwollnen Puncho, den ihre in dieser Arbeit sehr gewandten Frauen weben.

San Pablo d'Olivenca, eine ziemlich bedeutende Stadt, zählt gegen 2000 Einwohner, die aus allen Nachbarstämmen zusammengewürfelt sind.

Jetzt die Hauptstadt des obern Amazonas, war sie im Anfang nur eine einfache Mission, die von portugiesischen Karmelitern gegen 1692 gegründet und

dann von Jesuitenmissionaren weiter ausgebaut wurde.

Ursprünglich war hier das Land der Omaguas, deren Name »Plattköpfe« bedeutet. Diesen Namen verdankten sie der barbarischen Sitte der eingebornen Mütter, den Kopf ihrer Neugeborenen zwischen zwei Brettchen zu pressen, damit sie einen länglichen Schädel bekämen, was sehr Mode war.

Aber wie all diese Gebräuche hat sich auch dieser verloren; die Köpfe haben wieder ihre natürliche Form und von der ehemaligen Mißbildung findet man an den Schädeln dieser Rosenkranz-Fabrikanten keine Spur mehr.

Die ganze Familie mit Ausnahme Joam Garrals ging an Land. Auch Torres zog es vor, an Bord zu bleiben, und bekundete nicht das mindeste Verlangen, San Pablo d'Olivencia anzusehen, das er doch auch nicht zu kennen schien.

Wenn dieser Abenteurer auch schweigsam war, so mußte man jedesfalls doch zugeben, daß er nicht neugierig war.

Benito konnte leicht Tauschgeschäfte machen und so die Ladung der Jangada vervollständigen. Seine Familie und er wurden sehr zuvorkommend aufgenommen von den höhern Beamten der Stadt, dem Platzkommandanten und dem Zollhauptmann, die bei ihren amtlichen Obliegenheiten es nicht verschmähten, Handel zu treiben.

Sie vertrauten dem jungen Kaufmann sogar verschiedene Landesprodukte an, die in Manaos oder Belem auf ihre Rechnung verkauft werden sollten.

Die Stadt bestand aus etwa 60 Häusern auf einem Plateau, das an dieser Stelle das Stromufer überragte.

Einige dieser Hütten waren mit Ziegeln gedeckt – eine große Seltenheit in diesen Gegenden; dafür aber war die bescheidene

Kirche, die Sankt Peter und Sankt Paulus geweiht war, nur durch Strohdach geschützt, das eher für den Stall von Bethlehem gepaßt hätte als für ein Gotteshaus in einem der katholischsten Länder der Welt.

Der Kommandant, sein Leutnant und der Polizeichef nahmen die Einladung, auf der Jangada zu speisen, an, und wurden von Joam Garral mit der Achtung empfangen, die ihrem Range gebührte.

Während dieser Mahlzeit zeigte sich Torres gesprächiger als sonst. Er erzählte von einem seiner Ausflüge ins Innre Brasiliens wie einer, der das Land ganz genau kennt.

Aber während Torres von seinen Reisen sprach, vergab er nicht, den Kommandanten zu fragen, ob er Manaos kenne, ob sein Kollege jetzt dort zugegen sei, ob der Landrichter und der oberste Verwalter der Provinz zur heißen Jahreszeit zu verreisen pflegten.

Es schien, als ob Torres von unten her Joam Garral beobachtete, während er diese Fragen stellte.

Dies fiel sogar Benito auf, der sich darüber wunderte. Auch bemerkte er, daß sein Vater ganz besonders auf die Fragen hörte, die Torres stellte.

Der Kommandant von San Pablo d'Olivencia versicherte dem Abenteurer, daß die Beamten zur Zeit nicht von Manaos abwesend seien, und trug sogar Joam Garral auf, ihnen seine Empfehlungen auszurichten.

Aller Wahrscheinlichkeit traf die Jangada spätestens in 7 Wochen zwischen dem 20. und 25. August in dieser Stadt ein.

Gegen Abend nahmen die Gäste des Fazendero Abschied von der Familie, und am folgenden Tag, dem 3. Juli, setzte die Jangada ihre Fahrt fort.

Mittags blieb zur Linken die Mündung des Yacurupa liegen. Dieser Nebenfluß ist eigentlich ein richtiger Kanal, da er sein Wasser in den Ica ergießt, der selber ein linker Nebenfluß des Amazonasstromes ist. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß stellenweise der Strom seine eignen Zuflüsse speist.

Gegen drei Uhr passierte die Jangada die Mündung des Yandiatuba, der von Südwesten her sein prächtiges schwarzes Wasser bringt und in einer Mündung von 400 Metern in den Strom ergießt, nachdem er das Gebiet der Culinos-Indianer bewässert hat.

An vielen Inseln kam man vorbei: Pimaticaira, Caturia, Chico, Motachina, teils bewohnt, teils verlassen, alle aber mit prächtiger Vegetation, die gleichsam eine ununterbrochene Guirlande von Grün den ganzen Amazonasstrom entlang bildet.

Fünfzehntes Kapitel. Noch immer stromab

Es war am 5. Juli abends. Die seit dem vorigen Tage schwere Atmosphäre drohte mit nahem Unwetter. Große Fledermäuse von rötlicher Farbe strichen mit weiten Flügelschlägen über den Spiegel des Amazonenstromes hin.

Unter diesen unterschied man jene »
perros voladors« von dunkelm Braun und hellem Bauch, gegen die Minha und vor allem die junge Mulattin unwillkürlichen Abscheu bekundeten.

Dies waren in der Tat die gräßlichsten Vampyre, die das Blut von Tieren saugen und sogar den Menschen anfallen, der hier unvorsichtigerweise auf blanker Erde schläft.

*Dies ist zwar in der Tat vorgekommen,
wenn auch sehr selten, doch ist die*

*Gefährlichkeit dieser Tiere stark
übertrieben worden. Alexander von
Humboldt schreibt auch hierüber im
»Kosmos«:*

»Bald darauf wurde unsere große Dogge von ungeheuern Fledermäusen, die um unsere Hängematten flatterten, vorne an der Schnauze gebissen, oder, wie die Eingeborenen sagen, *gestochen*. Sie hatten lange Schwänze wie die Molossen; ich glaube aber, daß es Phyllostomen waren, deren mit Warzen besetzte Zunge ein Saugorgan ist, das sie bedeutend verlängern können. Die Wunde war ganz klein und rund. Der Hund heulte kläglich, sobald er den Biß fühlte, aber nicht aus Schmerz, sondern weil er über die Fledermäuse, als sie unter unsern Hängematten hervorkamen, erschrak. Dergleichen Fälle sind weit seltener, als man im Lande selbst glaubt. Obgleich wir in Ländern, wo die Vampire und ähnliche Fledermausarten so häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir doch nie von ihnen gebissen worden. Ueberdem

ist der *Stich* keineswegs gefährlich und der Schmerz meist so unbedeutend, daß man erst aufwacht, wenn die Fledermaus sich bereits davongemacht hat.«

»Oh, die ekelhaften Tiere!« rief Lina, sich die Augen zudeckend. »Sie flößen mir Entsetzen ein!«

»Und sie sind auch sehr zu fürchten,« setzte das junge Mädchen hinzu, »nicht wahr, Manuel?«

»Sehr zu fürchten, in der Tat,« antwortete der junge Mann. »Diese Vampire haben einen besonderen Instinkt, immer an solchen Stellen zu saugen, wo das Blut am leichtesten flieht, besonders hinterm Ohr. Während des Saugens schlagen sie noch weiter mit den Flügeln und bringen so eine angenehme Frische hervor, die den Schläfer noch tiefer in Schlummer wiegt. Man sagt, daß mancher, dem so stundenlang Blut abgezapft wurde, gar nicht wieder erwachte.«

»Erzählen Sie solche Geschichten nicht weiter, Manuel,« sagte Yaquita, »sonst getrauen sich Minha und Lina diese Nacht nicht zu schlafen.«

»Fürchten Sie nichts,« antwortete Manuel, »wenn es nötig ist, werden wir über ihrem Schlaf wachen!«

»Ruhe mal!« rief Benito.

»Was gibt's denn?« fragte Manuel.

»Hört Ihr auf dieser Seite nicht ein eigentümliches Geräusch?« versetzte Benito, nach dem rechten Ufer deutend.

»Wahrhaftig,« antwortete Benito.

»Woher kommt dieses Geräusch?« fragte das junge Mädchen. »Es klingt, als wenn Steine am Strande der Inseln hin und her rollten.«

»Ich weiß, was es ist!« versetzte Benito. »Morgen bei Tagesanbruch werden die, die Schildkröteneier und kleine frische

Schildkröten gern essen, sich versorgen können.«

Man konnte sich nicht darüber täuschen. Dieses Geräusch wurde von unzähligen Schildkröten jeder Größe verursacht, die auf die Inseln gingen, um Eier zu legen.

Im Sande des Ufers suchten sich diese Amphibien passende Stellen zum Eierlegen. Die Tiere fingen damit bei Sonnenuntergang an und waren bei Tagesanbruch fertig.

In diesem Augenblicke hatte schon die Leitschildkröte das Flußbett verlassen, um einen günstigen Platz zu suchen. Die andern – sie waren ihrer zu Tausenden beisammen – begannen mit den Vorderpfoten einen 600 Fuß langen, 12 Fuß breiten und 6 Fuß tiefen Graben auszuheben. Wenn sie hier ihre Eier gelegt hatten, brauchten sie sie bloß mit einer Schicht Sand zuzudecken, die sie mit ihren Rückenschilden fest drückten.

Dieses Eierlegen der Schildkröten ist für die Indianer am Amazonasstrom und seinen Nebenflüssen ein Vorgang von großer Wichtigkeit. Sie warten auf die Ankunft der Schildkröten und nehmen unter Trommelklang das Ausgraben der Eier vor. Der Ertrag wird in drei Teile geteilt, einer gehört den Wächtern, der andere den Indianern, der dritte dem Staat, den die Strandkapitäne vertreten, welche nicht bloß Polizeibeamte sind, sondern auch die Staatsgebühren einzutreiben haben.

Gewisse Stellen am Strande, die bei niedrigem Wasserstand frei liegen und am zahlreichsten von Schildkröten besucht werden, hat man »königlichen Strand« genannt.

Wenn die Ernte beendet ist, feiern die Indianer ein Fest mit Spiel, Tanz und Gelage – das ist dann auch ein Fest für die Kaimans des Stromes, die sich an den Resten dieser Amphibien weiden.

Schildkröten oder Schildkröteneier sind ein ganz besonders bedeutender Handelsartikel im ganzen Stromgebiet des Amazonas.

Wenn diese Schildkröten vom Eierlegen kommen, werden sie auf den Rücken herumgedreht, auch bewahrt man sie lebend auf, indem man sie in Behältern, ähnlich den Fischkästen, aufhebt oder sie an einem Strick festbindet, der lang genug ist, daß sie am Lande sich bewegen und auch ins Wasser gehen können. Auf diese Weise kann man immer frisches Schildkrötenfleisch haben.

Mit den jungen Schildkröten, die aus dem Ei schlüpfen, wird anders verfahren. Sie brauchen nicht in Kästen gesteckt oder angebunden zu werden. Ihre Schale ist noch weich, ihr Fleisch sehr zart, und man ißt sie geradezu wie Austern, nur daß sie vorher gekocht werden. In dieser Weise werden sie in großen Mengen verspeist.

Man hat jedoch für die Schildkröteneier noch eine andre, weit ausgedehntere

Verwendung in den Provinzen des Amazonas und in Para. Die Herstellung von »manteigna de tartaruga«, das heißt Schildkrötenbutter, die sich mit den besten Erzeugnissen der Normandie oder der Bretagne vergleichen läßt, erheischt jährlich nicht weniger als 250 bis 300 Millionen Eier.

Aber die Schildkröten sind in den Gewässern dieses Stromgebietes unzählig und legen ihre Eier in Mengen, die gar nicht auszurechnen sind, auf den Ufersand.«

Ueber die Schildkrötenernte teilt Humboldt Interessantes mit:

Die Zeit, wo die große Arrau-Schildkröte ihre Eier legt, fällt mit dem niedrigsten Wasserstand zusammen. Da der Orinoco von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zu steigen anfängt, so liegen von Anfang Januar bis zum 20. oder 25. März die tiefsten Uferstrecken trocken. Die Arraus sammeln sich schon im Januar in große

Schwärme; sie gehen jetzt aus dem Wasser und wärmen sich auf dem Sand in der Sonne. Die Indianer glauben, das Tier bedürfe zu seinem Wohlbefinden notwendig starker Hitze und das Liegen in der Sonne befördere das Eierlegen. Den ganzen Februar findet man die Arraus fast den ganzen Tag auf dem Ufer. Zu Anfang März vereinigen sich die zerstreuten Haufen und schwimmen zu den wenigen Inseln, auf denen sie gewöhnlich ihre Eier legen. Wahrscheinlich kommt dieselbe Schildkröte jedes Jahr an dasselbe Ufer. Um diese Zeit, wenige Tage vor dem Legen, erscheinen viele tausend Schildkröten in langen Reihen an den Ufern der Inseln Cucuruparu, Uruana und Pararuma, recken den Hals und halten den Kopf über dem Wasser, ausschauend, ob nichts von Tigern oder Menschen zu fürchten ist. Die Indianer, denen viel daran liegt, daß die vereinigten Schwärme auch beisammen bleiben, daß sich die Schildkröten nicht zerstreuen und in aller Ruhe ihre Eier legen können, stellen längs des Ufers Wachen auf. Man bedeutet den Fahrzeugen, sich mitten im Strom zu

halten und die Schildkröten nicht durch Geschrei zu verscheuchen. Die Eier werden immer bei Nacht gelegt, aber gleich von Sonnenuntergang an. Das Tier gräbt mit seinen Hinterfüßen, die sehr lang sind und krumme Klauen haben, ein drei Fuß weites und zwei Fuß tiefes Loch. Die Indianer behaupten, um den Ufersand zu befestigen, benetze die Schildkröte denselben mit ihrem Harn, und man glaubt solches am Geruch wahrzunehmen, wenn man ein frisch gegrabenes Loch oder *Eiernest*, wie man hier sagt, öffnet. Der Drang der Tiere zum Eierlegen ist so stark, daß manche in die von andern gegrabenen, noch nicht wieder mit Erde ausgefüllten Löcher hinunter gehen und auf die frisch gelegte Eierschicht noch eine zweite legen. Bei diesem stürmischen Durcheinander werden ungeheuer viel Eier zerbrochen. Der Missionär zeigte uns, indem er den Sand an mehreren Stellen aufgrub, daß der Verlust ein Drittel der ganzen Ernte betragen mag. Durch das vertrocknende Gelb der zerbrochenen Eier backt der Sand noch stärker zusammen, und wir fanden

Quarzsand und zerbrochene Eierschalen in großen Klumpen zusammengekittet. Der Tiere, welche in der Nacht am Ufer graben, sind so unermesslich viele, daß manche der Tag überrascht, ehe sie mit dem Legen fertig werden konnten. Da treibt sie der doppelte Drang, ihre Eier los zu werden und die gegrabenen Löcher zuzudecken, damit der Tiger sie nicht sehen möge. Die Schildkröten, die sich verspätet haben, achten auf keine Gefahr, die ihnen selbst droht. Sie arbeiten unter den Augen der Indianer, die früh morgens auf das Ufer kommen. Man nennt sie »nährische Schildkröten.« Trotz ihrer ungestümen Bewegungen fängt man sie leicht mit den Händen.

Der *Commissionado del Padre* beginnt das Geschäft damit, daß er den Boden sondiert. Mit einer langen hölzernen Stange, wie oben bemerkt, oder mit einem Bambusrohr untersucht er, wie weit die »Eierschicht« reicht. Nach unsern Messungen erstreckt sich die Schicht bis zu 120 Fuß vom Ufer und ist im Durchschnitt drei Fuß tief. Der

Kommissär steckt ab, wie weit jeder Stamm arbeiten darf. Mit Verwunderung hört man den Ertrag der Eierernte gerade wie den Ertrag eines Getreideackers schätzen. Es kam vor, daß ein Areal genau hundertzwanzig Fuß lang und dreißig breit hundert Krüge oder für tausend Franken Oel gab. Die Indianer graben den Boden mit den Händen auf, legen die gesammelten Eier in kleine, *Mappiri* genannte Körbe, tragen sie ins Lager und werfen sie in große, mit Wasser gefüllte, hölzerne Tröge. In diesen Trögen werden die Eier mit Schaufeln zerdrückt und umgerührt und der Sonne ausgesetzt, bis das Eigelb (der ölige Teil), das obenauf schwimmt, dick geworden ist. Dieser ölige Teil wird, wie er sich auf dem Wasser sammelt, abgeschöpft und bei einem starken Feuer gekocht. Dieses tierische Oel, das bei den Spaniern *manteca de tortugas* heißt, soll sich desto besser halten, je stärker es gekocht wird. Gut zubereitet ist es ganz hell, geruchlos und kaum ein wenig gelb. Die Missionäre schätzen es dem besten Olivenöl gleich, und man braucht es nicht nur zum Brennen,

sondern auch, und zwar vorzugsweise, zum Kochen, da es den Speisen keinerlei unangenehmen Geschmack gibt. Es hält indessen schwer, ganz reines Schildkrötenöl zu bekommen. Es hat meist einen fauligten Geruch, der davon herrührt, daß Eier darunter geraten sind, in denen sich, weil sie schon länger der Sonne ausgesetzt gewesen, die jungen Schildkröten (*los tortuguillos*) bereits ausgebildet hatten.

Ich teile hier einige statistische Angaben mit, die ich an Ort und Stelle aus dem Munde des Missionärs von Uruana, seines Kommissärs und der Krämer aus Angostura erhalten. Das Ufer von Uruana gibt jährlich tausend Botijas Die Botija enthält 85 französische Flaschen! sie hat 1000 bis 1200 Kubikzoll Inhalt. oder Krüge Oel (*manteca*) . Der Krug gilt in der Hauptstadt von Guyana, gemeinhin Angostura genannt, 2-2½ Piaster. Der ganze Ertrag der drei Uferstrecken, wo jährlich die *cosecha* oder Ernte gehalten wird, läßt sich auf 5000 Botijas anschlagen. Da nun 200 Eier eine Weinflasche oder »*limeta*« voll Oel geben,

so kommen 5000 Eier auf einen Krug oder eine Botija. Nimmt man an, jede Schildkröte gebe 100-116 Eier, und ein Drittel werde während des Legens, namentlich von den »nährischen« Schildkröten zerbrochen, so ergibt sich, daß, sollen jährlich 5000 Krüge Oel gewonnen werden, 330,000 Arrau-Schildkröten, die zusammen 165,000 Zentner wiegen, auf den drei Ernteplätzen 33 Millionen Eier legen müssen. Und mit dieser Rechnung bleibt man noch weit unter der wahren Zahl. Viele Schildkröten legen nur 60-70 Eier; viele werden im Augenblick, wo sie aus dem Wasser gehen, von den Jaguars gefressen; die Indianer nehmen viele Eier mit, um sie an der Sonne zu trocknen und zu essen, und sie zerbrechen bei der Ernte sehr viele aus Fahrlässigkeit. Die Menge der Eier, die bereits ausgeschlüpft sind, ehe der Mensch darüber kommt, ist so ungeheuer, daß ich beim Lagerplatz von Uruana das ganze Ufer des Orinoco von jungen, einen Zoll breiten Schildkröten wimmeln sah, die mit

Not den Kindern der Indianer entkamen,
welche Jagd auf sie machten.

Immerhin ist infolge des Verbrauchs der
Eingebornen, der Nachstellungen seitens
der Strömläufer oder Urubus und der
Kaimans ihre Anzahl in dem Maße geringer
geworden, daß jede junge Schildkröte in
der Tat mit einer brasilianischen Pataque
Etwa 1 Franc = 75 Pf. bezahlt wird.

Am folgenden Tage nahmen bei
Morgengrauen Benito, Fragoso und ein
paar Indianer eine der Pirogen, und fuhren
an den Strand einer der großen Inseln, an
denen man während der letzten Nacht
entlang gefahren war.

Die Jangada brauchte deswegen nicht Halt
zu machen. Sie würden schon wieder zu ihr
gelangen.

Am Strande waren kleine Hügelchen, die
die Stelle bezeichneten, wo in dieser Nacht
jedes Pack Eier in den Graben gelegt

worden war – immer 160 bis 190 Stück zusammen.

Sie dachten aber nicht daran, diese Eier herauszuholen. Es waren nämlich schon vor zwei Monaten Eier gelegt worden, die unter der Einwirkung der im Sande aufgespeicherten Wärme schon ausgebrütet waren, und zu Tausenden liefen die jungen Schildkröten am Strande herum.

Die Jäger hatten daher gute Beute. Die Piroge wurde von diesen interessanten Amphibien gefüllt, die gerade noch rechtzeitig zum Frühstück ankamen.

Die Beute wurde zwischen den Passagieren und dem Personal der Jangada verteilt und noch am selben Tage ganz verspeist.

Am 7. Juli morgens war man vor San Jose de Matura, einem Flecken bei einem schmalen Rio, der ganz von langem Gras angefüllt ist und an dessen Ufer der Sage nach die Indianer mit Schwänzen gelebt haben sollen.

Am Vormittag des 8. Juli kam die Stadt San Antonio in Sicht, ein paar in Bäumen verlorne Häuschen, dann die Mündung des Ica oder Putumayo, die 900 Meter breit ist.

Der Putumayo ist einer der bedeutendsten Zuflüsse des Amazonasstromes.

An dieser Stelle wurden im 16. Jahrhundert von den Spaniern zuerst englische Missionen gegründet, die dann von den Portugiesen zerstört wurden. Doch ist keine Spur mehr von ihnen vorhanden.

Jetzt findet man hier nur Repräsentanten verschiedener Indianerstämme, die an ihren Tätowierungen leicht zu unterscheiden sind.

Der Ica ist ein Wasserlauf, der von den Pastobergen im Nordosten Quitos kommt und durch die schönsten Wälder wilder Kakaobäume fließt.

Schiffbar auf 140 Meilen für Dampfschiffe, die nicht über sechs Fuß Tiefgang haben,

muß er eines Tages eine der Hauptwasserstraßen im Westen Amerikas werden.

Inzwischen war schlechtes Wetter gekommen. Es regnete zwar nicht unausgesetzt, aber häufige Gewitter erschütterten schon die Atmosphäre. Sie konnten jedoch die Fahrt der Jangada nicht beeinflussen, da sie dem Winde keine Widerstandsfläche bot.

Bei ihrer großen Länge war auf ihr sogar der hohe Wogengang des Amazonasstromes nicht zu spüren.

Während dieser widrigen Wetter mußte jedoch die Familie Garral im Wohnhause bleiben. Diese Mußestunden mußten sie sich nun vertreiben. Da wurde geplaudert, gegenseitige Beobachtungen wurden ausgetauscht, und die Zungen kamen nicht zum Stillstand.

Unter diesen Umständen begann Torres allmählich lebhaftern Anteil an der

Unterhaltung zu nehmen. Die Einzelheiten seiner verschiedenen Reisen im ganzen Norden Brasiliens gaben ihm mannigfachen Unterhaltungsstoff.

Dieser Mann hatte sicherlich viel gesehen; aber seine Beobachtungen waren skeptischer Natur und sehr oft sagte er etwas für seine wackern Zuhörer Beleidigendes.

Auch zeigte er sich sehr zuvorkommend gegen Minha, nur waren diese Zuvorkommenheiten, obgleich sie Manuel mißfielen, noch nicht so ausgeprägter Natur, daß der junge Mann es sich verbitten zu sollen meinte.

Uebrigens hegte das junge Mädchen gegen Torres einen unwillkürlichen Widerwillen, den sie nicht zu verbergen suchte.

Am 9. Juli kam am linken Ufer die Mündung des Tunantins in Sicht – ein 400 Fuß breites Aestuarium – durch das dieser Nebenfluß aus Westnordwest sein

schwarzes Wasser herzubringt, nachdem er das Gebiet der Cazenass-Indianer bewässert hat.

An dieser Stelle bot der Amazonasstrom ein wahrhaft großartiges Bild. Aber sein Bett war dichter als je von Inseln und Inselchen besät.

Der Lotse mußte alle Geschicklichkeit aufwenden, um durch diesen Archipel hindurch zu steuern; von einem Ufer zum andern, an den Untiefen und den Stromschnellen vorbei, hielt er unerschütterlich seine Richtung inne.

Vielleicht hätte er in den Ahuaty-Parana steuern können – eine Art natürlichen Kanals, der ein wenig unterhalb der Tunantismündung abgeht. Man kommt dann 120 Meilen weiter durch den Hiapura wieder in den Strom hinein. Aber wenn auch dieser Furo an seiner breitesten Stelle 500 Fuß mißt, so ist er doch an der schmalsten nur 60 Fuß breit, und die

Jangada wäre hier nur mühsam weiter gekommen.

Nachdem am 13. Juli die Insel Capuor berührt worden war, nachdem man an der Mündung des Yutahy vorüber war – welcher aus Westsüdwesten kommt und in einer 1500 Fuß breiten Mündung sein schwarzes Wasser in den Amazonasstrom ergießt – nachdem man Scharen von jenen flinken Affen bewundert hatte, die schwefelgelbe Farbe und zinnoberrote Gesichter haben und unersättliche Liebhaber der Nüsse jener Palmen sind, die nach dem Flusse benannt werden – langten die Reisenden am 18. Juli vor der kleinen Stadt Fonteboa an.

Schwarzes Wasser: »Mit der Mündung des Rio Zama betraten wir ein Flußsystem, das große Aufmerksamkeit verdient. Der Zama, der Mataveni, der Atabapo, der Tuamini, der Temi, der Guainia haben *schwarzes Wasser* (aguas negras), das heißt, ihr Wasser in großen Massen gesehen, erscheint kaffeebraun oder grünlich

schwarz, und doch sind es die schönsten, klarsten, wohlschmeckendsten Wasser. Ich habe schon oben erwähnt, daß die Krokodile, und, wenn auch nicht die Zancudos, doch die Moskitos fast überall die schwarzen Wasser meiden. Das Volk behauptet ferner, diese Wasser bräunen das Gestein nicht, und die weißen Flüsse haben schwarze, die schwarzen Flüsse weiße Ufer. Und allerdings sieht man am Gestade des Guainia, den die Europäer unter dem Namen *Rio Negro* kennen, häufig blendend weiße Quarzmassen aus dem Granit hervorstehen. Im Glase ist das Wasser des Mataveni ziemlich weiß, das des Atabapo aber behält einen braungelblichen Schein. Wenn ein gelinder Wind den Spiegel dieser *schwarzen Flüsse* kräuselt, so erscheinen sie schön wiesengrün wie die Schweizer Seen. Im Schatten sind der Zama, der Atabapo, der Guainia schwarz wie Kaffeesatz. Diese Erscheinungen sind so auffallend, daß die Indianer aller Orten die Gewässer in schwarze und weiße einteilen. Erstere haben mir häufig als künstlicher

Horizont gedient; sie werfen die Sternbilder wunderbar scharf zurück.

In dem weit ausgedehnten Flußsystem, das wir bereist – und dieser Umstand scheint mir sehr auffallend – kommen die *schwarzen Wasser* vorzugsweise nur in dem Strich in der Nähe des Aequators vor. Um den fünften Grad nördlicher Breite fängt man an sie anzutreffen, und sie sind über den Aequator hinaus bis gegen den zweiten Grad südlicher Breite sehr häufig.

Die Farbe rührt ohne Zweifel von gekohltem Wasserstoff her. Man sieht etwas Aehnliches am Düngerwasser, das unsere Gärtner bereiten, und am Wasser, das aus Torfgruben abfließt. Läßt sich demnach nicht annehmen, daß auch die schwarzen Flüsse, der Atabapo, der Zama, der Mataveni, der Guainia, von einer Kohlen- und Wasserstoffverbindung, von einem Pflanzenextraktivstoff gefärbt werden? Der starke Regen unter dem Aequator trägt ohne Zweifel zur Färbung bei, indem das Wasser durch einen dichten Grasfilz sickert. Ich

gebe diese Gedanken nur als Vermutung.
Die färbende Substanz scheint in sehr geringer Menge im Wasser enthalten; denn wenn man Wasser aus dem Guainia oder Rio Negro sieden läßt, sah ich es nicht braun werden wie andere Flüssigkeiten, welche viel Kohlenwasserstoff enthalten.«

Aus »Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents.«

Um der Mannschaft Ruhe zu gönnen, machte die Jangada hier 12 Stunden Halt.

Fonteboa ist wie die meisten der Missionsstädte am Amazonas der launischen Bestimmung verfallen, durch die sie eine lange Zeit hindurch von einem Ort zum andern verlegt werden.

Es ist jedoch anzunehmen, daß dieser Flecken mit seinem Nomadenleben abgeschlossen hat und endgiltig seßhaft geworden ist. Das wäre nur ein Vorteil für ihn, denn mit seinen 30 Häusern, die

Blätterdächer haben, und seiner Kirche, die »Unsrer lieben Frauen von Guadalupe«, der schwarzen Heiligen Jungfrau von Mexiko, geweiht ist, bietet er einen ganz reizenden Anblick.

Fonteboa zählt etwa 1000 Einwohner und wird von den Indianern beider Ufer versorgt, die auf dem üppigen Weideland der Umgebung eine umfangreiche Viehzucht treiben.

Hierauf beschränkt sich ihre Tätigkeit jedoch nicht, sie sind auch unerschrockene Jäger und stellen mit großer Kühnheit den Lamantinen nach.

Noch am Abend ihrer Ankunft konnten die jungen Männer an einer sehr interessanten Expedition dieser Art teilnehmen.

Zwei dieser pflanzenfressenden Waltiere waren in dem schwarzen Wasser des Cayaratu, der bei Fonteboa mündet, gesehen worden. Sechs braune Punkte sah man auf der Oberfläche sich bewegen. Das

waren die zwei spitzen Schnauzen und die vier Flossen der Lamantine.

Auch hiervon berichtet Alexander von Humboldt:

Dieses grasfressende Wassersäugetier, das die Indianer *Apcia* und *Avia* nennen, wird hier meist 10-12 Fuß lang und 500-800 Pfund schwer. Wir sahen das Wasser mit dem Kot desselben bedeckt, der sehr stinkend ist, aber ganz dem des Rindviehs gleicht. Es ist im Orinoco unterhalb der Katarakten, im Meta und im Apure zwischen den beiden Inseln Carizales und Conserva sehr häufig. Wir fanden keine Spur von Nägeln auf der äußern Fläche und am Rande der Schwimmflossen, die ganz glatt sind; zieht man aber die Haut der Flosse ab, so zeigen sich an der dritten Phalange kleine Nägelrudimente. Bei einem 9 Fuß langen Tier, das wir in Carichana, einer Mission am in Orinoco, zergliederten, sprang die Oberlippe vier Zoll über die untere vor. Jene ist mit einer sehr zarten Haut bekleidet und dient als Rüssel oder

Fühler zum Betasten der vorliegenden Körper. Die Mundhöhle, die beim frisch getöteten Tier auffallend warm ist, zeigt einen ganz eigentümlichen Bau. Die Zunge ist fast unbeweglich; aber vor derselben befindet sich in jeder Kinnlade ein fleischiger Knopf und eine mit sehr harter Haut ausgekleidete Höhlung, die in einander passen. Der Lamantin verschluckt so viel Gras, daß wir sowohl den in mehrere Fächer geteilten Magen, als den 108 Fuß langen Darm ganz damit angefüllt fanden. Schneidet man das Tier am Rücken auf, so erstaunt man über die Größe, Gestalt und Lage seiner Lunge. Sie hat ungemein große Zellen und gleicht ungeheuren Schwimmblasen; sie ist drei Fuß lang. Mit Luft gefüllt hat sie ein Volumen von mehr als tausend Kubikzoll. Ich mußte mich nur wundern, daß der Lamantin mit so ansehnlichen Luftbehältern so oft an die Wasserfläche heraufkommt, um zu atmen. Sein Fleisch, das, aus irgend einem Vorurteil, für ungesund und *calenturioso* (fiebererzeugend) gilt, ist sehr schmackhaft; es schien mir mehr Aehnlichkeit mit

Schweinefleisch als mit Rindfleisch zu haben. Die Guamos und Otamacos essen es am liebsten, daher geben sich auch diese zwei Stämme vorzugsweise mit dem Seekuhfang ab. Das eingesalzene und an der Sonne gedörrte Fleisch wird das ganze Jahr aufbewahrt, und da dieses Säugetier bei der Klerisei für einen Fisch gilt, so ist es in den Fasten sehr gesucht. Der Lamantin hat ein äußerst zähes Leben; man harpuniert ihn und bindet ihn sodann, schlachtet ihn aber erst, nachdem er in die Pirogue geschafft worden. Dies geschieht so oft, wenn das Tier sehr groß ist, mitten auf dem Flusse, und zwar so, daß man die Pirogue zu zwei Drittteilen mit Wasser füllt, sie unter das Tier schiebt und mit einer Kürbisflasche wieder ausschöpft. Am leichtesten sind sie am Ende der großen Ueberschwemmungen zu fangen, wenn sie aus den Strömen in die umliegenden Seen und Sümpfe geraten sind und das Wasser schnell fällt. Zur Zeit, wo die Jesuiten den Missionen am unteren Orinoco vorstanden, kamen diese alle Jahre in Cabruta unterhalb dem Apure zusammen, der gegenwärtig e1

Capuchino heißt, eine große Seekuhjagd anzustellen. Das Fett des Tiers, die manteca do Manati, wird in den Kirchenlampen gebrannt, und man kocht auch damit. Es hat nicht den widrigen Geruch des Wallfischtrans, oder des Fetts anderer Kakteen mit Spritzlöchern. Die Haut der Seekuh, die über anderthalb Zoll dick ist, wird in Streifen zerschnitten und diese dienen in den Llanos, wie die Streifen von Ochsenhaut, als Stricke. Kommt sie ins Wasser, so hat sie den Fehler, daß sie zu faulen anfängt. Man macht in den spanischen Kolonien Peitschen daraus, daher auch die Worte latipo und manati gleichbedeutend sind. Diese Peitschen aus Seekuhhaut sind ein schreckliches Werkzeug zur Züchtigung der unglücklichen Sklaven, ja der Indianer in den Missionen, die nach den Gesetzen als freie Menschen behandelt werden sollten.

Aus »Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents.«

Unerfahrene Jäger hätten diese sich bewegenden Punkte zunächst für treibende Holzstücke gehalten, aber die Eingeborenen von Fonteboa konnten sich hierin nicht täuschen.

Bald verriet auch brausendes Schnaufen, daß hier Tiere mit Gewalt die für ihre Atmung untauglich gewordene Luft herausstießen.

Zwei Ubas mit je drei Fischern stießen vom Ufer ab und näherten sich den Lamantinen, die auf der Stelle flüchteten. Die schwarzen Punkte zogen zuerst lange Furchen auf dem Wasser und verschwanden dann auf einmal.

Die Fischer fuhren vorsichtig weiter.

Einer von ihnen war mit einer sehr primitiven Harpune bewaffnet – einem langen Nagel an einem Stock – und stand in seiner Piroge, während die andern geräuschlos ruderten.

Sie warteten darauf, daß das Bedürfnis nach frischer Luft die Lamantine in Geschoßweite bringen würde. In zehn Minuten mußten jedenfalls die Tiere in mehr oder minder engem Umkreise wieder auftauchen.

In der Tat war diese Zeit kaum verstrichen, als die schwarzen Punkte in geringer Entfernung wieder auftauchten und zwei mit Dampf vermischte Wasserstrahlen geräuschvoll emporschossen.

Die Ubas näherten sich, die Harpunen wurden geworfen, eine verfehlte ihr Ziel, die andere aber traf eine der Sirenen dicht am Schwanzwirbel.

Mehr war nicht nötig, das Tier zu betäuben, das nicht imstande ist, sich zu verteidigen, wenn es von dem Eisen einer Harpune verwundet ist. In kurzen Zügen brachte das Seil das Tier an den Kahn heran, und es wurde so bis zum Ufer am Fuße des Fleckens gezogen.

Es war nur ein kleiner Lamantin; denn er war kaum drei Fuß lang. Diesen armen Cetaceen ist so eifrig nachgestellt worden, daß sie im Stromgebiet des Amazonas ziemlich selten werden, und man läßt ihnen so wenig Zeit zum Wachsen, daß jetzt die größten Exemplare der Gattung nicht über sieben Fuß messen.

Was sind sie gegen die 12–15 Fuß großen Lamantine, deren es in den Flüssen und Seen Afrikas noch unzählige gibt!

Dieser Verheerung ist jedoch sehr schwer vorzubeugen. Das Fleisch des Lamantins ist in der Tat ausgezeichnet und dem des Schweines vorzuziehen, das Oel, das aus seinem drei Zoll dicken Speck gewonnen wird, ist ein Produkt von hohem Wert.

Wenn das Fleisch geräuchert wird, hält es sich sehr lange und ist ein gesundes Nahrungsmittel. Wenn man hinzufügt, daß das Tier verhältnismäßig leicht zu jagen ist, so kann es nicht wunder nehmen, daß seine

Gattung der völligen Ausrottung entgegengeht.

Am 19. Juli verließ die Jangada bei Sonnenaufgang Fonteboa und glitt zwischen den beiden völlig verlassenem Ufern längs schattiger Inseln dahin, die mit ihren Wäldern von Kakaobäumen ein wunderbares Bild boten.

Der Himmel war beständig mit schweren Wolken bedeckt, die mit nahen Unwettern drohten.

Der Rio Yurua, der von Südosten kommt, mündet hier links. Ein Fehler Vernes. Dieser Fluß mündet rechts. Wenn man ihn stromauf verfolgt, kann man bis nach Peru vordringen, ohne in seinem weißen Wasser, das von einer großen Zahl von Zuflüssen gespeist wird, auf unübersteigbare Hindernisse zu stoßen.

»Wahrscheinlich hat man eher in diesem Gebiet,« sagte Manuel, »die Abkömmlinge jener kriegerischen Frauen zu suchen, über

die Orellana so Erstaunliches berichtet. Aber es ist jetzt festgestellt, daß sie nicht mehr, wie ihre Urahnen, Stämme für sich bilden. Es sind einfach Frauen, die ihre Männer in den Kampf begleiten, und unter den Yuruas stehen die Frauen im Rufe ausgezeichnete Tapferkeit.«

Die Jangada fuhr noch immer stromab, aber was für ein Labyrinth war jetzt der Strom!

Der Rio Hiapura, dessen Mündung 80 Meilen weiter liegt, und der einer der größten Nebenflüsse ist, läuft hier fast parallel mit dem Strom.

Zwischen ihnen bilden Kanäle, Iguarapes, Lagunen und Seen ein unentwirrbares Netz, das die Hydrographie dieser Gegend sehr schwierig macht.

Aber obgleich Araujo keine Karte hatte, nach der er sich richten konnte, so kam seine Erfahrung ihm mit größerer Sicherheit zu Hilfe, und es war wunderbar zuzusehen,

wie er sich in diesem Chaos zurecht fand,
ohne sich je aus dem Hauptfluß zu verirren.

Er machte seine Sache so gut, daß am 25.
Juli abends, nachdem die Stadt Parani-
Tazera passiert war, die Jangada am
Eingang des Sees von Egas oder Tefe
anlegte. In den See hineinzufahren, wäre
unnütz gewesen, da man ihn doch wieder
hätte verlassen müssen, um den Amazonas
weiter zu verfolgen.

Aber die Stadt Egas ist ziemlich bedeutend.
Es lohnte, hier Halt zu machen und die
Stadt anzusehen.

Die Jangada sollte daher hier bis zum 27.
Juli bleiben, und die große Piroge am 28.
die ganze Familie nach Egas bringen.

Während der Nacht blieb das Floß an den
Tauen an dem ziemlich hohen Ufer, und
nichts störte die Ruhe.

Wetterleuchten flammte am Horizont, das
rührte aber von einem fernen Gewitter her,

das sich nicht am Eingang des Sees entlud.

Sechzehntes Kapitel.Egas

Am 20. Juli 6 Uhr morgens schickten sich Yaquita, Minha, Lina und die beiden jungen Männer an, die Jangada zu verlassen.

Joam Garral, der bisher noch nicht die Absicht, an Land zu gehen, bekundet hatte, entschloß sich diesmal auf die Bitten seiner Frau und Tochter seine tägliche, die ganze Zeit ausfüllende Arbeit liegen zu lassen und sie aus ihrem Ausflug zu begleiten.

Torres zeigte sich nicht erpicht darauf, sich Egas anzusehen, worüber Manuel sehr erfreut war, der gegen diesen Mann eine Abneigung gefaßt hatte, und nur auf eine Gelegenheit wartete, dies ihm zu zeigen.

Fragoso hatte auch nicht das Interesse an einem Gang nach Egas wie nach Tabatinga, einem doch sehr unbedeutenden Flecken gegen diese kleine Stadt.

Egas ist vielmehr ein Hauptort von 1500 Einwohnern, wo all die Beamten wohnen, welche die Verwaltung einer so bedeutenden Stadt erheischt – bedeutend für das Land – als Militärkommandant, Polizeichef, Friedensrichter, Landrichter, Elementarlehrer und Militär unter Vorgesetzten jedes Ranges.

Wo so viele Beamten mit Frauen und Kindern wohnten, war anzunehmen, daß es an Barbieren und Friseuren nicht fehlte. Das war auch wirklich der Fall, und Fragoso hätte kein Geschäft gemacht.

Obgleich also der lebenswürdige Bursche in Egas nichts weiter zu suchen hatte, beabsichtigte er doch, mit von der Partie zu sein, da Lina ihre junge Herrin begleitete. Aber als er eben die Jangada verlassen wollte, fügte er sich zu guterletzt doch noch darein, zu bleiben, auf Linas Bitten selber.

»Signor Fragoso?« sagte sie zu ihm, nachdem sie ihn beiseite genommen hatte.

»Jungfer Lina?« antwortete Fragoso.

»Ich glaube nicht, daß Ihr Freund Torres die Absicht hat, uns nach Egas zu begleiten.«

»Allerdings bleibt er an Bord, Jungfer Lina, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihn nicht meinen Freund nennen wollten.«

»Aber Sie haben ihn doch bestimmt, uns um einen Platz auf der Jangada zu bitten, ehe er selber die Absicht bekundet hatte.«

»Ja, und diesen Tag, wenn ich Ihnen sagen soll, was ich so denke – an diesem Tage fürchte ich eine Dummheit begangen zu haben.«

»Und wenn ich Ihnen sagen soll, was ich so denke, Signor Fragoso, der Mensch gefällt mir gar nicht.«

»Mir gefällt er auch nicht, Jungfer Lina, und es ist mir immer so, als hätte ich ihn schon mal irgendwo gesehen. Aber die unbestimmte Erinnerung, die er in mir

hinterlassen hat, ist nur in einem Punkte klar: daß es kein guter Eindruck war.«

»An welchem Ort, zu welcher Zeit könnten Sie diesen Torres getroffen haben? Sie können sich dessen nicht entsinnen? Es wäre vielleicht gut, wenn man erführe, was er ist, oder vor allem, was er gewesen ist.«

»Nein ... Ich denke nach ... Ist es lange her? ... In welchem Lande, unter welchen Umständen? ... Ich komme nicht darauf.«

»Signor Fragoso?«

»Jungfer Lina?«

»Sie werden an Bord bleiben müssen, um während unserer Abwesenheit diesen Torres zu überwachen.«

»Was!« rief Fragoso. »Ich soll Sie nicht nach Egas begleiten und Sie einen ganzen Tag lang nicht sehen?«

»Ich wünsche es.«

»Ist das ein Befehl?«

»Es ist eine Bitte.«

»Ich werde bleiben.«

»Signor Fragoso?«

»Jungfer Lina?«

»Ich danke Ihnen.«

»Geben Sie mir zum Danke eine Patschhand!« antwortete Fragoso. »Das ist die Sache wert!«

Lina reichte dem wackern Burschen die Hand, die er einen Augenblick festhielt, das reizende Gesicht des jungen Mädchens betrachtend.

Aus diesem Grunde nahm Fragoso nicht in der Piroge Platz, sondern blieb als Wächter Torres' zurück, ohne sich das merken zu lassen.

Merkte Torres seinerseits, was für Widerwillen er allen einflößte? Vielleicht, jedesfalls hatte er seine Gründe, nicht dergleichen zu tun.

Eine Entfernung von vier Meilen lag zwischen dem Anlegeplatz und der Stadt Egas.

Acht Meilen hin und zurück, zu sechs Mann in einer Piroge, die obendrein bloß von zwei Negern gerudert wurde, das wäre eine Ueberfahrt gewesen, die mehrere Stunden in Anspruch genommen hätte, ganz zu schweigen von den Strapazen der hohen Temperatur, die immer noch herrschte, obgleich der Himmel leicht bewölkt war.

Aber zum Glück wehte eine leichte Brise aus Nordwesten, die für eine Fahrt über den Tefe-See günstig war, wenn sie nicht umsprang.

Man konnte nach Egas segeln und auch schnell zurückkommen, ohne kreuzen zu müssen.

Am Mast der Piroge wurde das Segel gehißt. Benito übernahm die Steuerung, und man fuhr ab, nachdem Lina ein letztesmal Fragoso anempfohlen hatte, gut auf der Hut zu sein.

Sie brauchten, um nach Egas zu kommen, bloß am südlichen Ufer des Sees entlang zu fahren. Zwei Stunden darauf langte die Piroge im Hafen der alten Mission an, die ehemals von Karmelitern gegründet, 1759 Stadt wurde und von General Gama endgiltig unter brasilianische Herrschaft gebracht wurde.

Die Piroge legte an einem flachen Strande an, an dem nicht nur die landesüblichen Fahrzeuge, sondern auch ein paar kleine Schooner lagen, die die Küstenfahrt am Atlantischen Ozean besorgen.

Als man nach Egas hineinging, waren die beiden jungen Mädchen zuerst nicht wenig erstaunt.

»Ah! die große Stadt!« rief Minha.

»Was für Häuser! was für Menschen!« rief Lina, die die Augen aufsperrte, wie um besser sehen zu können.

»Glaub's wohl,« lachte Benito, »über 1500 Einwohner, mindestens 200 Häuser, von denen manche ein Stockwerk haben, und sogar ein paar Straßen, wirkliche Straßen!«

»Mein lieber Manuel,« sagte Minha, »nimm uns gegen meinen Bruder in Schutz! Er macht sich über uns lustig, weil er schon so viele schöne Städte in den Provinzen des Amazonasstromes und in Para gesehen hat.«

»Nun, dann wird er sich auch über seine Mutter lustig machen,« setzte Yaquita hinzu, »denn ich gestehe, ich habe noch nie dergleichen gesehen.«

»Dann seht Euch nur vor, Mutter und Schwester,« versetzte Benito, »denn Ihr werdet in Ekstase verfallen, wenn Ihr nach Manaus kommt, und werdet völlig futsch sein, wenn Ihr in Belem eintrefft.«

»Fürchte nichts!« antwortete Manuel lächelnd. »Die Damen werden allmählich sich auf die großen Wunder gefaßt machen können, indem sie die bedeutendsten Städte des obern Amazonas in Augenschein nehmen.«

»Wie? auch den Manuel,« sagte Minha, »du sprichst wie mein Bruder? Tu machst dich lustig?«

»Nein, Minha, ich schwöre dir –«

»Mögen doch die Herren lachen,« fügte Lina hinzu, »wir wollen die Augen aufmachen, teure Herrin, denn das alles ist sehr schön!«

Sehr schön! Ein Haufen von Häusern, meistens ans Lehm gebaut und mit Kalk geweißt, mit Stroh oder Palmblättern gedeckt! Einige waren allerdings aus Stein oder Holz gebaut und hatten Veranden, Türen und Fenster, die mit rohem Grün gestrichen waren, und einen kleinen Garten voll blühender Orangen.

Auch ein paar öffentliche Gebäude waren da, eine Kaserne und eine Kirche, die der heiligen Therese geweiht war und gegen die bescheidene Kapelle von Iquitos eine Kathedrale genannt werden konnte.

Wenn man sich nach dem See umdrehte, umfaßte man mit dem Blick ein reizendes Panorama, das in einen Rahmen von Kokospalmen und Assais eingeschlossen war, und dessen Abschluß die ersten Wellen des Wasserspiegels bildete, und darüber hinaus auf der andern Seite zeigte sich, drei Meilen entfernt, das malerische Dorf Nogueira mit den in den dichten Olivenbäumen des Ufers ganz versteckten Häuschen.

Aber für die zwei jungen Mädchen war noch ein anderer Anlaß zum Staunen – zu echt weiblichem Staunen – nämlich die Kostüme der eleganten Damen von Egas, nicht die auch hier noch ziemlich primitive Kleidung der Eingebornen des schönen Geschlechts vom Stamme der bekehrten

Omaas oder Muras, sondern das Kostüm der echten Brasilianerinnen.

Ja, die Frauen und Töchter der Beamten oder Großkaufleute trugen Pariser Toiletten, von allerdings etwas verspätetem Schnitt – und dies 500 Meilen von Para entfernt, das selber noch mehrere 1000 Meilen von Paris entfernt ist. Die Art, wie Jules Verne hier diesen übrigens recht trügerischen Beweis für die weittragende Bedeutung von Paris registriert, ist ein interessantes Beispiel seines einseitigen Chauvinismus. A. d. Ü.

»Aber sehen Sie nur, Herrin, die schönen Damen in ihren neuen Kleidern!«

»Lina wird noch närrisch darüber!« rief Benito.

»Wenn diese Toiletten mit Geschmack getragen würden,« antwortete Minha, »würden sie vielleicht nicht so lächerlich aussehen.«

»Meine liebe Minha,« sagte Manuel, »mit deinem einfachen baumwollenen Kleid und deinem Strohhut, glaube mir, siehst du schmucker aus, als all diese Brasilianerinnen mit ihren überschwenglichen Hüten und Volantröcken, die weder ihres Landes sind noch zu ihrer Rasse passen.«

»Wenn ich dir so gefalle,« antwortete das junge Mädchen, »brauche ich niemand um was zu beneiden!«

Aber sie war einmal gekommen, sich alles anzusehen.

Sie gingen daher in den Straßen spazieren, wo mehr Buden als Läden waren, sie schlenderten über den Platz, wo sich die Stutzer und Modedamen, die unter ihrer europäischen Kleidung vor Hitze umkamen, sich ein Stelldichein gaben; sie frühstückten sogar in einem Hotel – es war freilich kaum ein Gasthof – dessen Küche sie die ausgezeichnete Verpflegung auf der Jangada schmerzlich vermissen liefe.

Nach dem Diner, das lediglich aus Schildkrötenfleisch in verschiedenen Zubereitungen bestand, bewunderte die Familie Garral ein letztesmal die Ufer des Sees, den die sinkende Sonne mit seinen Strahlen vergoldete, und kehrte dann zur Piroge zurück – ein wenig ernüchtert vielleicht betreffs der Großartigkeit einer Stadt, die in einer Stunde »genossen« war, ein wenig ermüdet auch von dem Hin- und Herlaufen in den heißen Straßen, die mit den schattigen Pfaden von Iquitos nicht zu vergleichen waren.

Bis auf die schaulustige Lina war bei allen die Begeisterung stark gedämpft worden.

Alle nahmen in der Piroge Platz. Der Wind wehte noch immer von Nordwesten und wurde kühler, je später es wurde.

Das Segel wurde gehißt. Sie fuhren denselben Weg wie heute morgen über den See, der von dem schwarzwässrigen Rio Tefe sein Wasser erhält. Nach den Angaben der Indianer ist dieser Fluß auf die Strecke

von 40 Marschtagen nach Südwesten hin
schiffbar.

Um 8 Uhr traf die Piroge am Ankerplatz ein
und legte neben der Jangada an.

Sobald Lina Fragoso beiseite nehmen
konnte, fragte sie ihn:

»Haben Sie etwas Verdächtiges bemerkt,
Signor Fragoso?«

»Nichts, Jungfer Lina,« antwortete Fragoso.
»Torres ist aus seiner Kabine nicht
herausgekommen, er hat dort geschrieben
und gelesen.«

»Er ist nicht ins Haus gegangen, in das
Eßzimmer, wie ich fürchtete?«

»Nein, die ganze Zeit über, daß er nicht in
seiner Kabine gewesen ist, ist er vorn auf
der Jangada hin und her spaziert.«

»Und was hat er gemacht?«

»Er hielt ein altes Stück Papier in der Hand, schien es mit Aufmerksamkeit zu studieren und murmelte ein paar unverständliche Worte.«

»Das alles ist vielleicht nicht so nebensächlich, wie Sie glauben, Signor Fragoso! Wo sich's um was zu lesen und was Geschriebenes und um alte Papiere handelt, da hat's immer seinen Haken! Wenn dieser Mensch gar liest und schreibt – der ist doch kein Professor und kein Rechtsmensch!«

»Da haben Sie recht.«

»Wir wollen ferner gut acht haben, Signor Fragoso!«

»Wir wollen immer gut acht geben, Jungfer Lina!«

Am folgenden Tage, dem 27. Juli, gab bei Tagesanbruch Benito dem Lotsen das Signal zur Abfahrt.

Durch den schmalen Zwischenraum der Inseln, die in der Bau von Arenapo liegen, wurde die 6600 Fuß breite Mündung des Hiapura auf einen Augenblick sichtbar.

Dieser große Nebenfluß ergießt sich in acht Armen in den Amazonenstrom, wie ein Strom in einen Ozean oder einen Golf. Aber sein Wasser kommt von weither. Die Cordilleren der Republik Ecuador entsenden sie in einem Laufe, der erst 210 Meilen vor seiner Mündung von Katarakten unterbrochen wird.

Diesen ganzen Tag nahm die Fahrt bis zur Insel Hiapura in Anspruch, hinter welcher der Strom freier und daher die Fahrt leichter werden mußte.

Da der Strom übrigens im Grunde wenig reißend war, ließ sich diesen Inselchen leicht ausbiegen, und nie stieß die Jangada an oder fuhr auf.

Am folgenden Tage fuhr die Jangada an endlosem Strand hin, der von hohen

hügeligen Dünen gebildet war. Diese Dünen dienen als Dämme für unermessliches Weideland, auf dem man das ganze Vieh von Europa unterbringen und beköstigen könnte.

Dieser Strand gilt als der reichste an Schildkröten im ganzen Becken des obern Amazonenstromes.

Am 29. Juli abends wurde an der Insel Catua angelegt, um hier die Nacht zuzubringen, die sehr finster zu werden drohte.

Während die Sonne noch überm Horizont stand, erschien auf dieser Insel eine Schar Muras-Indianer – der Ueberrest jenes alten mächtigen Stammes, der einst zwischen dem Tefe und dem Madeira ein Gebiet von über 100 Meilen am Ufer des Stromes inne hatte.

Diese Eingeborenen beobachteten hin und her gehend das Floß, das jetzt still lag.

Etwa 100 von ihnen waren mit Sarbacanen (Blasrohren) »Die Rohre«, schreibt Alexander von Humboldt, »waren 15 bis 17 Fuß lang und doch war keine Spur von Knoten zum Ansatz von Blättern oder Zweigen zu bemerken. Sie waren vollkommen gerade, außen glatt und völlig zylindrisch. Sie sind jenseits des Orinoco unter dem Namen »Rohr von Esmeralda« sehr gesucht. Ein Jäger führt sein ganzes Leben lang dasselbe Blaserohr; er rühmt die Leichtigkeit, Genauigkeit und Politur desselben, wie wir an unsern Feurgewehren dieselben Eigenschaften rühmen.« bewaffnet, die aus einer in dieser Gegend heimischen Rohrart gefertigt werden. Zur Festigung nach außen wird ein Schaft aus Zwergpalmenholz darum gelegt, aus dem das Mark entfernt wird.

Joam Garral ließ ein Weilchen die Arbeit liegen, die seine ganze Zeit in Anspruch nahm, und wies seine Leute an, gut aufzupassen und die Eingeborenen ja nicht zu reizen.

Es wäre in der Tat ein ungleicher Kampf gewesen.

Die Muras besitzen hervorragende Geschicklichkeit, bis auf 300 Schritt aus ihren Sarbacanen Pfeile zu schießen, die unheilvolle Wunden verursachen.

Diese Pfeile, die aus den Blättern der »Kukurit«-Palme geschnitten und mit Baumwolle befiedert werden, sind 9 bis 10 Zoll lang, spitz wie Nadeln und werden mit »Curare« vergiftet.

Das Curare oder »Wurah« wird aus dem Saft einer Euphorbiacee und einer knolligen Strychnosart bereitet, auch das Sekret giftiger Ameisen und der Drüsen von Giftschlangen wird dazu gemischt.

Jules Verne ist über die Zubereitung des Giftes falsch unterrichtet: siehe Alexander von Humboldts Mitteilungen hierüber:

Das Glück wollte, daß wir einen alten Indianer trafen, der weniger betrunken als

die andern und eben beschäftigt war, das Curaregift aus den frischen Pflanzen zu bereiten. Der Mann war der Chemiker des Orts. Wir fanden bei ihm große tönerner Pfannen zum Kochen der Pflanzensäfte, flachere Gefäße, die durch ihre große Oberfläche die Verdunstung befördern, dütenförmig aufgerollte Bananenblätter zum Durchseihen der mehr oder weniger faserigte Substanzen enthaltenden Flüssigkeiten. Die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschten in dieser zum chemischen Laboratorium eingerichteten Hütte. Der Indianer, der uns Auskunft erteilen sollte, heißt in der Mission der *Giftmeister* (amo del Curare); er hatte das steife Wesen und den pedantischen Ton, den man früher in Europa den Apothekern zum Vorwurf machte. »Ich weiß,« sagte er, »die Weißen verstehen die Kunst, Seife zu machen und das schwarze Pulver, bei dem das Ueble ist, daß es Lärm macht und die Tiere verscheucht, wenn man sie fehlt. Das Curare, dessen Bereitung bei uns vom Vater auf den Sohn übergeht, ist besser als alles, was ihr dort drüben (über dem Meere) zu

machen wißt. Es ist der Saft einer Pflanze, der *ganz leise* tötet (ohne daß man weiß, woher der Schuß kommt).«

Diese chemische Operation, auf die der *Meister des Curare* so großes Gewicht legte, schien uns sehr einfach. Das Schlinggewächs (*bejuco*), aus dem man in Esmeralda das Gift bereitet, heißt hier wie in den Wäldern bei Javita. Es ist der *Bejuco de Mavacure*, und er kommt östlich von der Mission am linken Ufer des Orinoco, jenseits des Rio Amaguaca im granitischen Bergland von Guanaya und Yumariquin in Menge vor. Obgleich die *Bejucobündel*, die wir im Hause des Indianers fanden, gar keine Blätter mehr hatten, blieb uns doch kein Zweifel, daß es dasselbe Gewächs aus der Familie der Strychneen war (*Aublets Rouhamon* sehr nahe stehend), das wir im Walde bei Pimichin untersucht. Der *Mavacure* wird ohne Unterschied frisch oder seit mehreren Wochen getrocknet verarbeitet. Der frische Saft der Liane gilt nicht für giftig; vielleicht zeigt er sich nur wirksam, wenn er stark konzentriert ist. Das

furchtbare Gift ist in der Rinde und einem Teil des Splints enthalten. Man schabt mit einem Messer 4-5 Linien dicke Mavacurezweige ab und zerstößt die abgeschabte Rinde aus einem Stein, wie er zum Reiben des Maniocmehls dient, in ganz dünne Fasern. Da der giftige Saft gelb ist, so nimmt die ganze faserigte Masse die nämliche Farbe an. Man bringt dieselbe in einen 9 Zoll hohen, 4 Zoll weiten Trichter. Diesen Trichter strich der Giftmeister unter allen Gerätschaften des indianischen Laboratoriums am meisten heraus. Er fragte uns mehreremale, ob wir *por alla* (dort drüben, das heißt in Europa) jemals etwas gesehen hätten, das seinem *Embudo* gleiche? Es war ein dütenförmig aufgerolltes Bananenblatt, das in einer andern stärkeren Düte aus Palmblättern steckte; die ganze Vorrichtung ruhte auf einem leichten Gestell von Blattstielen und Fruchtspindeln einer Palme. Man macht zuerst einen kalten Aufguß, indem man Wasser an den faserigten Stoff, die gestoßene Rinde des Mavacure, gießt. Mehrere Stunden lang tropft ein gelblichtes Wasser vom *Embudo*,

dem Blatttrichter, ab. Dieses durchsickernde Wasser ist die giftige Flüssigkeit; sie erhält aber die gehörige Kraft erst dadurch, daß man sie wie die Melasse in einem großen tönernen Gefäß abdampft. Der Indianer forderte uns von Zeit zu Zeit auf, die Flüssigkeit zu kosten; nach dem mehr oder minder bitteren Geschmack beurteilt man, ob der Saft eingedickt genug ist. Dabei ist keine Gefahr, da das Curare nur dann tödlich wirkt, wenn es unmittelbar mit dem Blut in Berührung kommt. Deshalb sind auch, was auch die Missionäre am Orinoco in dieser Beziehung gesagt haben mögen, die Dämpfe vom Kessel nicht schädlich. Fontana hat durch seine schönen Versuche mit dem Ticunasgift vom Amazonasstrom längst dargetan, daß die Dämpfe, die das Gift entwickelt, wenn man es auf glühende Kohlen wirft, ohne Schaden eingeatmet werden, und daß es unrichtig ist, wenn La Condamine behauptet, zum Tode verurteilte indianische Weiber seien durch die Dämpfe de Ticunasgifts getötet worden.

Der noch so stark eingedickte Saft des Mavacure ist nicht dick genug, um an den Pfeilen zu haften. Also bloß um dem Gift *Körper zu geben*, setzt man dem eingedickten Aufguß einen andern sehr klebrigten Pflanzensaft bei, der von einem Baum mit großen Blättern, genannt *Kiracaguero*, kommt.

Sobald der klebrigte Saft des Kiracaguero-Baums dem eingedickten, kochenden Giftsaft zugegossen wird, schwärzt sich dieser und gerinnt zu einer Masse von der Konsistenz des Teers oder eines dicken Sirups. Diese Masse ist nun das Curare, wie es in den Handel kommt. Hört man die Indianer sagen, zur Bereitung des Giftes sei der Kiracaguero so notwendig als der Bejuco de Mavacure, so kann man auf die falsche Vermutung kommen, auch ersterer enthalte einen schädlichen Stoff, während er nur dazu dient, dem eingedickten Curaresaft mehr Körper zu geben (was auch der *Algarobbo* und jede gummiartige Substanz täten). Der Farbenwechsel der Mischung rührt von der Zersetzung einer

Verbindung von Kohlenstoff und Wasserstoff her. Der Wasserstoff verbrennt und der Kohlenstoff wird frei. Das Curare wird in den Früchten der *Crescentia* verkauft; da aber die Bereitung desselben in den Händen weniger Familien ist und an jedem Pfeile nur unendlich wenig Gift haftet, so ist das Curare bester Qualität, das von Esmeralda und Mandavaca, sehr teuer. Ich sah für zwei Unzen 5-6 Franken bezahlen. Getrocknet gleicht der Stoff dem Opium; er zieht aber die Feuchtigkeit stark an, wenn er der Luft ausgesetzt wird. Er schmeckt sehr angenehm bitter, und Bonpland und ich haben oft kleine Mengen verschluckt. Gefahr ist keine dabei, wenn man nur sicher ist, daß man an den Lippen oder am Zahnfleisch nicht blutet. Bei Mangilis neuen Versuchen mit dem Viperngift verschluckte einer der Anwesenden alles Gift, das von vier großen italienischen Vipern gesammelt werden konnte, ohne etwas darauf zu spüren. Bei den Indianern gilt das Curare, innerlich genommen, als ein treffliches Magenmittel. Die Piravas- und Salivas-Indianer bereiten

dasselbe Gift; es hat auch ziemlichen Ruf, ist aber doch nicht so gesucht wie das von Esmeralda. Die Bereitungsart scheint überall ungefähr dieselbe; es liegt aber kein Beweis vor, daß die verschiedenen Gifte, welche unter demselben Namen am Orinoco und am Amazonasstrom verkauft werden, identisch sind und von derselben Pflanze herrühren. Orfila hat daher sehr wohl getan, wenn er in seiner *Toxicologie générale* das Woorara aus holländisch Guyana, das Curare vom Orinoco, das Ticuna vom Amazonasstrom und all die Substanzen, welche man unter dem unbestimmten Namen »amerikanische Gifte« zusammenwirft, für sich betrachtet. Vielleicht findet man einmal in Giftpflanzen aus verschiedenen Gattungen eine gemeinschaftliche alkalische Basis, ähnlich dem Morphinum im Opium und der Vauqueline in den Strychnosarten.

Das Curare, wie die meisten andern Strychneen (denn wir glauben immer noch, daß der Mavacure einer nahe verwandten Familie angehört), werden nur dann

gefährlich, wenn das Gift auf das Gefäßsystem wirkt. In Maypures rüstete ein Farbiger (ein Zambo, ein Mischling von Indianer und Neger) für Bonpland giftige Pfeile, wie man sie in die Blaserohre steckt, wenn man kleine Affen und Vögel jagt. Es war ein Zimmermann von ungemeiner Muskelkraft. Er hatte die Unvorsichtigkeit, das Curare zwischen den Fingern zu reiben, nachdem er sich unbedeutend verletzt, und stürzte zu Boden, von einem Schwindel ergriffen, der eine halbe Stunde anhielt. Zum Glück war es nur schwaches (destemplado) Curare, dessen man sich bedient, um sehr kleine Tiere zu schießen, das heißt solche, welche man wieder zum Leben bringen will, indem man salzsaures Natron in die Wunde reibt. Auf unserer Rückfahrt von Esmeralda nach Atures entging ich selbst einer ziemlich nahen Gefahr. Das Curare hatte Feuchtigkeit angezogen, war flüssig geworden und aus dem schlecht verschlossenen Gefäß über unsere Wäsche gelaufen. Beim Waschen vergaß man einen Strumpf innen zu untersuchen, der voll Curare war, und erst

als ich den klebrigsten Stoff mit der Hand berührte, merkte ich, daß ich einen vergifteten Strumpf angezogen hätte. Die Gefahr war desto größer, da ich gerade an den Zehen blutete, weil mir Sandflöhe (*pulex penetrans*) schlecht ausgegraben worden waren. Aus diesem Fall mögen Reisende abnehmen, wie vorsichtig man sein muß, wenn man Gift mit sich führt.

»Dies ist in der Tat ein furchtbares Gift,« sagte Manuel. »Es zerstört direkt im Nervensystem diejenigen Nerven, kraft deren wir uns unserm Willen gemäß zu bewegen vermögen. Das Herz aber wird nicht affiziert, und es hört nicht auf, zu schlagen, bis die Funktionen völlig versagen. Und gegen dieses Gift, das mit Lähmung der Glieder beginnt, kennt man kein Gegengift.«

Glücklicherweise bekundeten diese Muras keine feindlichen Absichten, obwohl sie einen ausgesprochenen Haß gegen die Weißen hegten. Sie sind allerdings gegen ihre Vorfahren schon stark degeneriert.

Als die Nacht hereinbrach, erklang hinter den Bäumen Flötenspiel in Moll. Eine andere Flöte antwortete. Dieser Austausch von Worten in Musik dauerte einige Minuten, dann verschwanden die Muras.

In einem Augenblick fideler Stimmung hatte Fragoso versucht, den Muras mit einem Liede nach seiner Weise zu antworten, aber Lina kam zur rechten Zeit, um ihm die Hand auf den Mund zu legen. So konnte er sein Sängertalent nicht verwerten, das er so gern zum besten gab.

Am 2. August, um 3 Uhr abends, kam die Jangada, 20 Meilen weiter, am Apoara-See an, den mit seinem schwarzen Wasser der Rio gleichen Namens speist.

Zwei Tage später wurde gegen 5 Uhr am Coary-See Halt gemacht.

Der See ist einer der größten, die mit dem Strom in Verbindung stehen, und dient verschiedenen Rios als Reservoir. Fünf bis sechs Zuflüsse ergießen sich in ihn,

vermischen sich hier, und ein enger Furo führt ihre vereinten Fluten in den Hauptstrom.

Der Weiler Tahua-Miri auf der Höhe kam in Sicht, auf seinen Pfeilern ruhte er wie auf Stelzen. Auf diese Weise wird er vorm Hochwasser geschützt, das oftmals diesen niedrigen Strand überschwemmt.

Dann legte die Jangada die Nacht über an.

In Sicht des Städtchens Coary wurde Halt gemacht. Dieser Flecken besteht aus einem Dutzend ziemlich verfallener Häuschen, die mitten in dichten Massen von Orangen- und Flaschenkürbisbäumen liegen.

Der Anblick dieses Weilers wechselt sehr, da infolge des hohen oder niedrigen Wasserstandes der See entweder eine weite Wasserfläche darstellt oder auf einen engen Kanal beschränkt ist, der nicht einmal tief genug ist, um mit dem Amazonenstrom in Verbindung zu stehen.

Am folgenden Morgen, dem 5. August, war bei Morgengrauen Aufbruch, und die Fahrt ging am Yucura-Kanal vorbei, der zu dem vor Seen und Furos zum Irrgarten verwandelten System des Rio Hiapura gehört.

Am 6. August morgens kam man an den See Miana.

An Bord hatte sich nichts Neues zugetragen. Alles vollzog sich in fast methodischer Regelmäßigkeit.

Noch immer von Lina veranlaßt, fuhr Fragoso fort, Torres zu bewachen. Mehrmals versuchte er, ihn über seine Vergangenheit auszuhorchen; aber der Abenteurer wich jedem Gespräch hierüber aus und zog sich schließlich vollständig vor dem Barbier zurück.

In seinem Verhalten gegen die Familie Garral blieb er der gleiche. Mit Joam sprach er wenig, aber er redete gern Yaquita und ihre Tochter an und schien gar nicht zu

bemerken, daß sie ihm mit unverkennbarer Kälte antworteten.

Alle beide sagten sich übrigens, daß nach der Ankunft in Manaos Torres sie verlassen und man nichts mehr von ihm hören würde.

Yaquita befolgte in dieser Hinsicht den Rat des Padre Passanha, der sie ermahnte, Nachsicht zu üben; nicht ganz so leicht hatte es der würdige Vater bei Manuel, der nicht übel Lust hatte, dem Eindringling, der sich in so unwillkommener Weise auf der Jangada eingenistet hatte, alles Ernstes zu sagen, wo er hingehöre.

An diesem Abend ereignete sich nur ein bemerkenswerter Vorfall.

Eine Piroge, die den Strom hinunterfuhr, legte, von Joam Garral hierzu aufgefordert, an der Jangada an.

»Fährst du nach Manaos?« fragte der Fazendero den Indianer, der die Piroge fuhr.

»Ja,« antwortete der Indianer.

»Wann wirst du dort sein?«

»In acht Tagen.«

»Du kommst also ein gutes Weilchen vor uns an. Willst du es übernehmen, einen Brief zu besorgen?«

»Gern.«

»Dann nimm diesen Brief mit nach Manaos.«

Der Indianer nahm den Brief, den Joam Garral ihm reichte, und ein Handvoll Reis war der Lohn für den übernommenen Auftrag.

Von der Familie, die bereits im Hause weilte, hatte niemand das gesehen. Nur Torres war Zeuge von diesem Vorfall gewesen. Er hörte sogar die paar Worte mit an, die Joam Garral mit dem Indianer wechselte, und sein Gesicht, das sich verdunkelte, ließ leicht erraten, daß die

Absendung dieses Briefes ihn wunder
nahm.

Siebzehntes Kapitel. Ein Ueberfall

Wenn Manuel auch nichts sagte, um nicht einen heftigen Auftritt an Bord hervorzurufen, so kam ihm doch am Tag darauf der Gedanke, sich mit Benito über Torres auszusprechen.

»Benito,« sagte er, nachdem er ihn nach dem Vorderteil der Jangada genommen hatte, »ich muß mit dir sprechen.«

Benito, der sonst immer lächelte, stutzte, sah Manuel an, und sein Gesicht verfinsterte sich.

»Ich weiß, warum,« sagte er, »es handelt sich um Torres.«

»Ja, Benito.«

»Nun, auch ich habe mit dir seinetwegen zu reden.«

»Tu hast also auch bemerkt, wie er sich um Minha zu schaffen macht?« fragte Manuel erblassend.

»Ah, du bist doch nicht etwa eifersüchtig auf solch einen Menschen?« fragte Benito lebhaft.

»Gewiß nicht!« antwortete Manuel. »Gott behüte mich davor, daß ich das mir zur Frau bestimmte Mädchen so kränkte! Nein, Benito! Sie hegt Abscheu vor diesem Abenteurer. Um dergleichen handelt es sich nicht, aber es ist mir ein Greuel, beständig mit anzusehen, wie dieser Abenteurer sich deiner Mutter und deiner Schwester aufdrängt und zu der Familie, die doch schon die meine ist, in vertrauliche Beziehungen zu treten sucht.«

»Manuel,« antwortete Benito ernst, »ich teile deinen Widerwillen gegen diese fragwürdige Person, und wenn ich nur meiner innern Stimme hätte gehorchen wollen, hätte ich Torres schon längst die

Wege gewiesen! Aber ich habe es nicht gewagt!«

»Du hast es nicht gewagt?« versetzte Manuel, die Hand seines Freundes ergreifend. »Nicht gewagt?«

»Höre mich an, Manuel!« erwiderte Benito. »Du hast diesen Torres beobachtet, nicht wahr? Es ist dir aufgefallen, daß er sich um meine Schwester zu schaffen macht. Das stimmt freilich! Aber während du sahest, bemerktest du nicht, daß dieser beunruhigende Mensch meinen Vater nicht aus den Augen verliert, und daß er einen gehässigen Hintergedanken zu haben scheint, wenn er ihn mit unerklärlicher Hartnäckigkeit betrachtet!«

»Was sagst du da, Benito? Hast du Gründe zu glauben, daß Torres etwas gegen Joam Garral hat?«

»Gar keinen ... ich denke gar nichts!« antwortete Benito. »Das ist nur so ein Gefühl. Aber beobachte Torres genau,

studiere sorgsam seine Physiognomie und du wirst sehen, was für ein böses Lächeln er zeigt, sobald mein Vater ihm vor die Augen kommt.«

»Nun, wenn dem so ist,« rief Manuel, »um so mehr haben wir Ursache, ihm den Laufpaß zu geben.«

»Um so mehr Ursache ... um so weniger Ursache ... antwortete der junge Mann.
»Manuel, ich fürchte doch was? ... Das weiß ich nicht ... Aber meinen Vater zu bestimmen, Torres von Bord zu weisen, das ist vielleicht unklug! Ich wiederhole dir – ich hege Furcht, ohne daß ein positiver Umstand da wäre, der diese Furcht mir selber erklären könnte!«

Ein Beben des Zornes fühlte Benito, während er so sprach.

»Dann glaubst du, wir sollen warten?« fragte Manuel.

»Ja, wir wollen abwarten, ehe wir einen Entschluß fassen – aber vor allem wollen wir auf der Hut sein!«

»Schließlich,« sagte Manuel, »sind wir in 20 Tagen in Manaos. Dort muß Torres zurückbleiben. Er wird uns also dort verlassen, und wir werden ihn für immer los sein. Bis dahin wollen wir ein Auge auf ihn haben.«

»Du verstehst mich, Manuel,« sagte Benito.

»Ich verstehe dich, mein Freund, mein Bruder!« entgegnete Manuel, »obwohl ich alle deine Besorgnisse nicht teile, nicht teilen kann! Welches Band kann zwischen deinem Vater und diesem Abenteurer bestehen! Augenscheinlich hat dein Vater den Menschen vorher nie gesehen.«

»Ich sage auch gar nicht, daß mein Vater Torres kennt,« antwortete Benito. »Aber mir scheint, als ob Torres meinen Vater kennt! Was hat der Kerl in der Umgebung der Fazenda zu suchen gehabt, als wir ihm

im Walde von Iquitos begegneten? Warum hat er da die Gastfreundschaft ausgeschlagen, die wir ihm anboten? Weshalb hat er es nachher so eingerichtet, daß er sich uns zum Reisegefährten förmlich aufzwingen konnte? Wir kommen in Tabatinga an, und er ist da, ganz als hätte er auf uns gewartet. Spielt bei dem allen der Zufall mit, oder steht ein zurechtgelegter Plan dahinter? Wenn ich den gleichzeitig ausweichenden und bohrenden Blick dieses Menschen sehe, kommt mir all das in den Sinn! ... Ich weiß nicht! ... Ich finde mich in diesen unerklärlichen Dingen nicht zurecht. Ach! warum mußte ich auch auf den Einfall kommen, ihm einen Platze auf unserer Jangada anzubieten!«

»Beruhige dich, Benito, ich bitte dich!«

»Manuel,« rief Benito, der die Herrschaft über sich verloren zu haben schien, »glaubst du denn, wenn es sich nur um mich handelte, ich hätte gezögert, diesen Menschen, der uns nur Abscheu und Widerwillen einflößt, über Bord zu werfen?

Aber wenn es sich um meinen Vater handelt, so fürchte ich, ich handle uns allen zum Schaden, wenn ich meinen Gefühlen nachgebe. Eine Stimme sagt mir, daß es gefährlich ist, irgend etwas gegen diesen hinterlistigen Menschen zu unternehmen, ehe ein Vorfall uns ein Recht dazu gegeben hat – das Recht und die Pflicht! Auf der Jangada haben wir ihn in der Gewalt, und wenn wir beide gute Wache über meinen Vater halten, so müssen wir Torres, so sicher sein Spiel auch sein mag, über kurz oder lang dazu zwingen, die Maske fallen zu lassen und sich zu verraten! Warten wir also ruhig ab!«

Torres erschien auf dem Vorderteil der Jangada und die jungen Männer brachen ihr Gespräch ab. Torres betrachtete sie verstohlen, sprach sie aber nicht an.

Benito täuschte sich nicht, wenn er sagte, der Blick des Abenteurers wäre immer, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, auf Joam Garral gerichtet.

Nein! er täuschte sich nicht, wenn er behauptete, daß das Gesicht des Abenteurers sich unheilvoll verfinsterte, wenn er Joam Garral betrachtete.

Durch welch geheimnisvolles Band mochten beide Männer – von denen der eine der Edelsinn in Person war und, so viel war klar, gar nichts davon wußte – miteinander verknüpft sein?

Bei der jetzt geschaffenen Lage war es für Torres, der zugleich von den beiden jungen Männern, von Fragoso und Lina überwacht wurde, sehr schwierig, irgend einen Schritt zu tun, dem nicht auf der Stelle entgegengearbeitet worden wäre. Vielleicht begriff er das.

Jedesfalls ließ er sich nichts merken, und sein Wesen blieb das gleiche.

Zufrieden, sich gegeneinander ausgesprochen zu haben, gaben sich Manuel und Benito das Versprechen, ein

Auge auf ihn zu haben, ohne etwas zu tun,
das ihn stutzig machen könnte.

Während der folgenden Tage kam die
Jangada an den Furos Samara, Aru und
Yuripari am rechten Ufer vorüber, deren
Wasser, anstatt sich in den Amazonasstrom
zu ergießen, nach Süden gehen, den Rio
Purus speisen und durch ihn in den
Hauptstrom kommen.

Am 10. August wurde um 5 Uhr an der
Kokosinsel angelegt.

Hier befand sich die Niederlassung eines
Seringuero. So heißen die
Kautschukfabrikanten, denn der Baum,
dessen wissenschaftliche Bezeichnung
»Siphonia elastica« ist, führt dort zu Lande
den Namen »Seringueira«.

Durch Vernachlässigung oder schlechte
Ausnutzung soll angeblich die Zahl dieser
Bäume im Amazonasstrom-Becken
abnehmen; aber die Seringueira-Wälder
sind am Ufer des Madeira, des Purus und

anderer Nebenflüsse des Stromes noch sehr umfangreich.

Hier waren etwa 20 Indianer damit beschäftigt, Kautschuk zu ernten und zu bearbeiten – was besonders in den Monaten Mai, Juni und Juli geschieht.

Wenn man untersucht hat, ob die Bäume, gut präpariert durch das Hochwasser, das die Stämme bis zur Höhe von vier Fuß überflutet, sich in einem für die Ernte günstigen Zustande befinden, machen sich die Indianer an die Arbeit.

In den Splint der Seringueiras werden Einschnitte gemacht und darunter kleine Töpfe gehängt, die sich in 24 Stunden mit milchigem Saft füllen, den man auch mittels eines Bambusrohrs oder eines am Fuße des Baumes aufgestellten Behälters sammeln kann.

Damit dieser aufgefangene Saft seine harzigen Bestandteile nicht ausscheiden kann, räuchern die Indianer ihn über einem

Feuer von Assainüssen. Der Saft wird auf eine Holzschaufel ausgeschüttet und über dem Rauche geschwenkt, wodurch die Masse augenblicklich gerinnt. Sie nimmt eine graugelbliche Färbung an und wird fest. Es bilden sich Schichten, die nacheinander von der Schaufel abgenommen werden. Man setzt sie der Sonne aus, sie erhärten sich dann noch und nehmen die bekannte Farbe an.

Damit ist die Herstellung beendet.

Benito benutzte die ausgezeichnete Gelegenheit und kaufte den Indianern ein großes Quantum der in ihren auf Pfählen ruhenden Lagerzelten aufgespeicherten Kautschuks ab.

Der Preis, den er dafür zahlte, war einträglich, und die Indianer waren mit dem Geschäft sehr zufrieden.

Vier Tage später, am 14. August, passierte die Jangada die Mündungen des Purus.

Dies ist wiederum einer der Hauptnebenflüsse von rechts, und er scheint auf 500 Meilen weit schiffbar zu sein, selbst für schwere Schiffe. Er kommt von Südwesten und mißt an der Mündung fast 4000 Fuß. Nachdem er im Schatten von Feigenbäumen, Tahuaris, Nipas-Palmen und Cecropias hingeströmt ist, ergießt er sich in fünf Armen in den Amazonenstrom. Dieser Fluß ist vor kurzem auf die Strecke von 800 Meilen von dem englischen Geographen Bates erforscht worden..

An dieser Stelle hatte der Lotse Araujo leichtes Steuern. Der Strom war weniger von Inseln behindert, und übrigens konnte man seine Breite von einem Ufer zum andern schon auf zwei Meilen mindestens schätzen.

Der Strom trieb die Jangada gleichmäßig und in geradem Kurs, und am 18. August wurde vor dem Flecken Pesquero Halt gemacht, um hier die Nacht zuzubringen.

Die Sonne stand schon tief am Horizont, und mit der an niedrigen Breiten eigenen Geschwindigkeit sank sie fast senkrecht wie ein grobes leuchtendes Meteor.

Ohne Dämmerung folgte die Nacht dem Tage, wie es im Theater Nacht wird, wenn man jäh die Rampenlichter erlöschen läßt.

Joam Garral und seine Frau, Lina und die alte Cybele befanden sich noch vorm Hause.

Nachdem Torres sich ein Weilchen in Joam Garrals Nähe aufgehalten hatte, als wollte er mit ihm allein sprechen, war er, gestört vielleicht durch die Dazwischenkunft des Padre Passanha, der der Familie Guten Abend wünschen kam, in seine Kabine gegangen.

Längs des Bordes hingestreckt, waren die Indianer und die Schwarzen an ihren Ruderplätzen, allzeit zur Arbeit bereit. Araujo saß vorn und betrachtete den Strom, der in gradliniger Richtung verlief.

Manuel und Benito plauderten und rauchten scheinbar gleichgiltig, hatten aber doch die Augen offen, während sie in der Mitte der Jangada auf und abgingen, der Stunde der Ruhe harrend.

Plötzlich hielt Manuel Benito an und sagte:

»Was für ein eigentümlicher Geruch?
Täusche ich mich? Riechst du es nicht? –
Es riecht wie –«

»Wie starker Moschus riecht es!«
antwortete Benito. »Am Nachbarufer
müssen Kaimans im Schlafe liegen.«

»Die Natur hat es weise eingerichtet, daß
sie sich so verraten!«

»Ja,« sagte Benito, »das ist ein Glück, denn
diese Bestien sind ziemlich gefährlich!«

Mit Vorliebe legen sich die Saurier mit
Einbruch der Nacht ans Ufer, wo sie sich's
für die Nacht behaglich machen. Von hinten
kriechen sie in Löcher hinein und schlafen

mit offenem Rachen, wobei die obere Kinnlade senkrecht in die Höhe steht.

Sich auf eine Beute zu stürzen, sobald sie ihrer gewahr werden, sie schwimmend unter Wasser zu erreichen, wobei sie sich nur mittels ihres Schwanzes bewegen, oder über den Strand her hinter ihr herzulaufen in einer Geschwindigkeit, mit der kein Mensch mitkommen kann – das ist für diese Amphibien ein Spiel.

Auf diesen endlosen Strandgebieten kommen die Kaimans zur Welt, leben und sterben. Manche erreichen ein außerordentlich hohes Alter. Die hundertjährigen sind nicht nur an dem grünlichen Moos, das ihren Panzer bedeckt, und an den Warzen, mit denen sie übersät sind, kenntlich, sondern auch an der Wildheit und Blutgier, die mit dem Alter zunimmt.

Wie Benito gesagt hat, können diese Tiere sehr gefährlich werden, und man tut gut, gegen ihre Angriffe auf der Hut zu sein.

Plötzlich ertönte im Vorderteil der Jangada der Schrei:

»Kaimans! Kaimans!«

Manuel und Benito sahen auf.

Drei große 15 bis 20 Fuß lange Saurier hatten sich auf die Jangada geschwungen.

»An die Gewehre! An die Gewehre!« rief Benito, indem er den Indianern und Schwarzen zuwinkte, nach hinten zu kommen.

»Ins Haus!« rief Manuel. »Das ist besser!«

Du eine direkte Gegenwehr nicht versucht werden konnte, war es in der Tat geraten, zunächst Schutz zu suchen.

Das war in einem Augenblick geschehen. Die Familie Garral hatte sich ins Haus geflüchtet, wo die beiden jungen Männer sich gleich darauf einfanden.

Die Indianer und Neger hatten ihre Schutzdächer und Hütten aufgesucht.

Als eben die Haustür geschlossen werden sollte, fragte Manuel:

»Und Minha?«

»Sie ist nicht hier!« rief Lina, die nach dem Zimmer ihrer Herrin gelaufen war.

»Großer Gott! wo ist sie?« rief ihre Mutter.

Und alle riefen einstimmig:

»Minha! Minha!«

Es kam keine Antwort.

»Sie ist also vorn auf der Jangada!« rief Benito.

»Minha!« rief Manuel.

Die beiden jungen Männer, Fragoso, Joam Garral dachten nicht mehr an die Gefahr,

sondern eilten mit den Gewehren in der Hand hinaus.

Sie waren kaum draußen, als auch schon zwei Kaimans auf sie zukamen.

Ein Schuh Benitos, der dicht am Ohr in den Kopf ging, brachte eins der Ungetüme zum Stehen, das, tödlich getroffen, sich in heftigen Zuckungen wälzte und in den Fluß stürzte.

Aber schon war der zweite da und kam herbeigeschossen, so daß ihm nicht mehr auszuweichen war.

Der riesige Kaiman war auf Joam Garral zugestürzt, und nachdem er ihn mit einem Schlage des Schwanzes zu Boden geworfen hatte, fuhr er mit offenen Kinnladen auf ihn los.

In diesem Augenblick stürzte Torres aus der Kabine, eine Axt in der Hand, und tat einen so glücklichen Schlag, daß das Eisen in die Kinnlade des Kaimans sauste und dort

stecken blieb, ohne daß das Tier sich davon befreien konnte.

Vom Blut geblendet, warf sich das Tier auf die Seite, und ob es wollte oder nicht, es stürzte zurück in den Fluß.

»Minha! Minha!« rief Manuel noch immer, außer sich vor Angst, und hatte bereits den Vorderteil! der Jangada erreicht.

Plötzlich erschien das junge Mädchen. Sie hatte sich zuerst in die Hütte Araujos geflüchtet, aber die Hütte war durch den gewaltigen Schlag eines dritten Kaimans umgeworfen worden, und Minha flüchtete nun nach hinten, verfolgt von diesem Ungetüm, das keine sechs Fuß mehr von ihr entfernt war.

Minha fiel.

Eine zweite Kugel Benitos konnte den Kaiman nicht zurücktreiben. Sie traf nur den Panzer des Tieres, dessen Schuppen

zersprangen – aber sie verwundete ihn nicht.

Manuel eilte auf das junge Mädchen zu, um sie aufzuheben, fortzutragen, dem Tode zu entreißen! ... Ein Schlag, den das Tier mit dem Schwänze seitwärts führte, warf auch ihn über den Haufen.

Die ohnmächtige Minha war verloren, und schon öffnete sich der Rachen des Kaimans, um sie zu zermalmen.

Da war es Fragoso, der sich auf das Untier warf und ihm mit einem Messer in den Schlund fuhr, auf die Gefahr hin, den Arm zu verlieren, wenn die Kiefern sich plötzlich schlossen.

Fragoso konnte den Arm noch rechtzeitig zurückziehen, aber er konnte dem Sturz des Kaimans nicht mehr ausweichen und wurde mit in den Fluß gerissen, dessen Wasser sich weithin färbte.

»Fragoso! Fragoso!« hatte Lina geschrien, die am Rande der Jangada niederkniete.

Einen Augenblick darauf erschien Fragoso an der Oberfläche des Amazonasstroms. Er war unversehrt.

Aber mit Gefahr seines Lebens hatte er das junge Mädchen gerettet, das nun zu ihm eilte – und von allen Händen, die ihm Manuel, Yaquita, Minha und Lina hinstreckten, ergriff er nur die der jungen Mulattin, die er herzlich drückte.

Wenn Fragoso Minha gerettet hatte, so verdankte Joam Garral seine Rettung ohne Zweifel Torres.

Nach dem Leben konnte mithin der Abenteurer dem Fazendero schwerlich trachten. Das leuchtete angesichts dieses Vorfalls ein.

Manuel zog Benito zu Rate.

»Das ist wahr,« antwortete Benito, der vergeblich nach einer Erklärung suchte; »du hast recht, und in diesem Fall sind wir um eine grausame Sorge leichter. Aber trotzdem, Manuel, schweigt mein Verdacht noch immer nicht. Man kann der schlimmste Feind eines Menschen sein, ohne seinen Tod zu wünschen.«

Joam Garral war zu Torres getreten.

»Dank, Torres!« sagte er kurz, indem er ihm die Hand hinstreckte.

Der Abenteurer trat ein paar Schritte zurück, ohne zu antworten.

»Torres,« fuhr Joam Garral fort, »es tut mir leid, daß das Ziel Ihrer Reise nahe ist und wir uns in wenigen Tagen trennen müssen. Ich schulde Ihnen –«

»Joam Garral,« antwortete Torres, »Sie schulden mir nichts. Ihr Leben war mir vor allem kostbar! Aber wenn Sie erlauben – ich habe mir's überlegt – anstatt in Manaos

auszusteigen, werde ich bis Belem fahren. –
Wollen Sie mich mitnehmen?«

Joam Garral nickte zustimmend.

Als Benito diese Frage hörte, wollte er sich,
einer unüberlegten Regung folgend, schon
hineinmischen, aber Manuel hielt ihn
zurück, und der junge Mann tat sich Gewalt
an und schwieg.

Ende des ersten Bandes.